

Band 1244

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Besucher



Band 1244 • Deutschland 1,35 €

Österreich 1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belgien 1,70 € / Luxemburg 1,70 € / Niederlande 1,70 € / Frankreich 1,70 €

Italien 1,70 € / Spanien 1,90 € / Griechenland 1,90 € / Portugal cont. 1,90 €



01244

4 191914 201358



GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1244

Die Besucher

»Nein! Bitte nicht! Nicht schon wieder!«

Abgehackt und flüsternd drangen die Worte aus dem Mund der Frau. Sie bewegte auch den Kopf hin und her, bevor sie mit einer ruckartigen Bewegung im Bett hochfuhr.

Und das nicht, weil Germaine Duc aus ihren Träumen gerissen worden war - sie hatte nur gelegen und nicht geschlafen -, sondern weil sie das feine helle Sirren gehört hatte, das ihr Haus wie ein akustischer Kokon umgab.

Das Geräusch schnitt nicht nur in ihre Ohren, sondern auch tief in ihre Seele hinein und erzeugte in ihr wieder diese panischen Angstattacken. Dabei hatte sie keine Angst um sich, es ging um das, was in einem Nebenzimmer lag.

Ein Kind, ihr Kind ...

Germaine blieb zunächst aufrecht im Bett sitzen. Mit beiden Händen strich sie den Schweiß aus ihrem Gesicht. Das Sirren hatte sie erschreckt, obwohl es nicht im Haus aufgeklungen war. Allerdings wusste sie, dass sie gekommen waren. So war es immer, wenn sie erschienen. Sie kündigten sich auf diese Art und Weise an, um ihr deutlich zu machen, dass sie ab jetzt das Heft in die Hand nehmen würden.

Als hätte ich es geahnt!, dachte Germaine. Irgendwie muss es in der Luft gelegen haben. Das ist einfach verrückt, aber ich kann so etwas spüren.

Sie schüttelte sich und schwang die Beine von der Couch. Dabei schaute sie auf die Uhr und erkannte an den Leuchtziffern, dass es kurz vor Mitternacht war.

Germaine strich das graublonde Haar zurück. Es war nicht dunkel im Wohnzimmer, in dem sie sich hingelegt hatte, um auf die Glotze zu schauen. Dann war sie eingeschlafen, ohne den Fernseher auszuschalten. Er war noch immer in Betrieb, doch auf dem Schirm zeigte sich kein Bild mehr. Nur Geriesel, und das lag einzig und allein daran, dass SIE wieder gekommen waren.

Nicht weit entfernt befand sich der Druckknopf einer Stehlampe. Sie konnte ihn mit dem Fuß erreichen, und als sie ihn drückte, geschah nichts. Es blieb dunkel, und sie wusste, dass es auch im gesamten Haus so sein würde.

Aber es war trotzdem nicht finster. Es gab noch die Fenster. Dahinter lauerte zwar die Nacht, aber sie war nicht mehr so dunkel, wie sie es hätte sein müssen. Da gab es ein ungewöhnliches Licht, das sie zerrissen hatte. Es war hell, aber es war nicht strahlend. Es erinnerte sie ungefähr an dieses Schneegriesel auf dem Bildschirm, nur irgendwie feiner verteilt.

Germaine atmete tief durch. Sie wollte sich beruhigen. Ihre Aufmerksamkeit sollte nicht mehr durch Angst genährt werden. Bisher war noch alles gut gegangen. Außerdem hatte sie immer damit rechnen müssen, dass es irgendwann passieren

würde. Okay, sie hatte sich darauf eingestellt, aber dass es sich immer wiederholen würde, damit hatte sie nicht rechnen können.

Hilfe konnte sie nicht erwarten. Nicht von den Bewohnern des Ortes, für die sie so etwas wie eine Aussätzige war. In diesem Land lebte man nicht mit einem Kind zusammen, das keinen Vater besaß.

Wieder verfluchte sie ihren Mann, der sie hatte sitzen lassen. Er hatte sich den Problemen nicht stellen wollen und war Hals über Kopf verschwunden. Er war einfach weggelaufen und nicht wieder zurückgekommen. Geschieden waren sie nicht. Ihr Mann trieb sich irgendwo in der Welt herum und hatte es auch nicht für nötig gehalten, sich bei ihr zu melden.

Auf leisen Sohlen ging Germaine zu einem der Fenster, zog den Vorhang zur Seite und schaute nach draußen.

Um ihre Lippen zuckte es schmerzlich, als sie sah, was geschehen war. Der Blick räumte letzte Irrtümer aus. Das Licht war da. Anders als das, das sie kannte. Es war zugleich in einen dichten Nebel eingepackt, der ein Erkennen der Umgebung so gut wie unmöglich machte. Es strahlte nicht, es breitete sich einfach nur aus und gab auch den Wolken diesen ungewöhnlichen Schein. Schatten waren darin zu sehen. Sie malten sich ab, sie bewegten sich nicht, und Germaine konnte auch nicht erkennen, ob es sich um Menschen handelte oder andere Dinge, wie tote Gegenstände.

Und es war still geworden. Anders still als normal in der Nacht. Bedrückend, so dass jedes Geräusch verschluckt wurde.

Sie brachte ihr Gesicht näher an die Scheibe heran, aber auch das half nichts. Der Nebel war zu dicht und nahm ihr jegliche Sicht.

Germaine trat wieder vom Fenster zurück. Sie zog die grüne Strickjacke enger um ihren Körper, um das Frösteln in den Griff zu bekommen. Dann drehte sie sich um und lauschte in das Haus hinein. Sie wusste, dass sie Besuch bekommen hatte,

aber sie hörte nichts. Keine Schritte, kein Schaben, erst recht keine Stimmen und auch das hohe Sirren war verstummt.

Was tun?

Jedes Mal stellte sich Germaine die Frage, wenn es so weit war. Und wie immer war sie nicht in der Lage, sich eine Antwort zu geben. Sie stand auf dem Fleck und schien das berühmte Brett vorm Kopf zu haben. Sie war einfach zu schwach, um etwas gegen die ANDEREN unternehmen zu können und das würde auch so bleiben.

Das Wohnzimmer war recht groß, auch wenn die Decke ziemlich tief lag. Vor dem Einzug hatten sie und ihr Mann aus zwei Räumen einen gemacht, was Germaine sehr entgegenkam. So hatte sie ihr Büro oder ihren Arbeitsplatz noch unterbringen können. Einen großen Schreibtisch mit zwei Computern, Druckern und einem flachen Laptop. Das alles funktionierte nicht mehr. Ihr war die Energie genommen worden. Zum Glück stürzten die Daten nicht ab, denn die waren gegen derartige Unfälle gesichert.

Ihr schoss vieles durch den Kopf, als sie auf Zehenspitzen in Richtung Tür ging. Feige war sie nicht. Außerdem ging es um ihren Sohn. Sie versuchte immer wieder etwas gegen die anderen zu unternehmen und musste jedes Mal einsehen, dass sie es nicht schaffte. Es war einfach zu frustrierend.

Vor der Tür blieb sie noch für einen Moment stehen. Ihr Herz klopfte stark, sie erlebte wieder einen kleinen Schweißausbruch und begann zu zittern.

Du musst es schaffen!, hämmerte sie sich ein. Du musst da durch. Und du wirst es schaffen.

Sie öffnete leise die Tür.

Der erste Blick in den Flur!

Er war leer, aber nicht völlig leer, denn auch hier hatte das Licht eindringen können. Es war so hell, so grieselig, körnig. Völlig unnatürlich. Andere Vergleiche fielen ihr nicht ein und sie wusste, dass sie dieses Licht nicht noch mal auf dieser Welt

finden würde.

Einige Male zwinkerte sie mit den Augen, bevor sie den Kopf zur Treppe hin drehte. Auch dort hatte sich das Licht versammelt. Ob es sich auch im oberen Stockwerk ausgebreitet hatte, war ihr nicht bekannt. Germaine traute sich auch nicht, dorthin zu gehen. Sie drehte den Kopf nach links und konzentrierte sich auf eine Tür, deren Umrisse sie schwach wahrnahm. Beim zweiten Hinsehen stellte Germaine fest, dass die Tür nicht verschlossen war.

Früher hatte ihr Mann sein Arbeitszimmer dort eingerichtet. Seit seinem Verschwinden schliefl Kevin, ihr Sohn, dort. Die alten Möbel hatte sie nach oben schaffen lassen und dem Raum ein fröhliches Outfit gegeben, damit Kevin sich dort wohl fühlte.

Sie hatte die Tür verschlossen, nachdem sie Kevin ins Bett gebracht hatte. Jetzt aber stand sie offen. Die anderen waren also da, und sie würden Kevin holen.

Germaine stand auf der Stelle. Sie krampfte ihre Hände zu Fäusten zusammen. Das Herz schlug wieder schneller und auch lauter. Der Mutterinstinkt befahl ihr, hin zu gehen und Kevin zu helfen, aber dagegen stand ein anderes, sehr starkes Gefühl.

Es war die Angst!

Sie war wie ein Bohrer. Sie umklammerte ihr Herz. Sie ließ Germaine starr werden, und sie wusste schon jetzt, dass sich nichts ändern würde.

Es war wie immer. Sie konnte nichts tun. Sie stand einfach nur da und schaute.

Nichts veränderte sich. Sie hörte keine Schritte, kein Rascheln. Sie hielt die Ohren gespitzt, weil sie davon ausging, dass die anderen Geräusche verursachten, aber das ungewöhnliche Licht fing alles ab.

Bis auf ein bestimmtes Geräusch, das es gab, so lange sie hier im Haus wohnte.

Die Tür zu Kevins Zimmer ließ sich nie lautlos öffnen und

schließen. Schon immer war ein quietschendes Geräusch zu hören und war auch jetzt nicht verschwunden.

Die Tür wurde von innen aufgezogen. Weiter geöffnet. Es war niemand zu sehen und so sah es aus, als würde sie sich von ganz allein bewegen.

Germaine Duc tat nichts. Sie hatte das Gefühl, von einem Frostumhang erwischt worden zu sein. So stand sie auf der Schwelle und schaute nach vorn, die Augen etwas nach links gedreht, weil sie genau gegen das Viereck blickte.

Das Licht blieb. Es hatte sich auch in Kevins Zimmer hineingedrängt. Aber dort bewegte sich etwas. Schatten erschienen. Sie wirkten wie Geister aus einer anderen Welt, die jenseits des menschlichen Begriffsvermögens lag. Die Schatten verursachten kein Geräusch, als sie sich auf die Tür zu bewegten. Sie waren groß, sie waren schmal, aber sie waren nicht zu erkennen. Germaine konnte nicht mal behaupten, ob sie es mit Menschen zu tun hatte oder nicht.

Es war verrückt, das wusste sie selbst. Wenn sie mit jemandem darüber sprach, der würde nur den Kopf schütteln, weil er die Wahrheit nicht vertrug.

Die Schatten gingen weiter. Sie näherten sich der Tür und noch immer war nichts zu hören. Der erste Schatten glitt über die Schwelle hinweg und erreichte den Gang.

Er musste die Frau einfach sehen, doch er nahm keine Notiz von ihr. Er drehte sich um und bewegte sich auf die Haustür zu.

Der zweite folgte ihr.

Nur sah er anders aus, denn er trug etwas auf seinen Armen und Germaine wusste genau, was er da aus dem Zimmer geholt hatte. Was wie eine Puppe aussah, weil es sich nicht bewegte, das war in Wirklichkeit ein menschliches Wesen.

Kevin, ihr Sohn!

Germaine, die Mutter, stand da, ohne etwas zu unternehmen. Viel schoss durch ihren Kopf. Die Gedanken zu ordnen, war nicht einfach, aber es kristallisierte sich ein Punkt heraus.

Ich bin unfähig! Ich bin unfähig, etwas zu unternehmen. Es ist vorbei. Es ist aus. Ich bin keine gute Mutter. Ich bin jemand, über den man nur den Kopf schütteln kann. Ich tue nichts, obwohl mein Sohn vor meinen Augen entführt wird.

Sie bekam ihre Gedanken nicht mehr unter Kontrolle. Aber es war ihr auch nicht möglich, zu handeln. Sie war und blieb die Zuschauerin.

Auch der letzte Schatten huschte an ihr vorbei. Zusammen mit dem Jungen. Er lag auf den Armen des Entführers und bewegte sich nicht. So wie er aussah, konnte er auch ebenso gut eine Leiche sein. Das war einfach nicht zu fassen. Die Fremden bewegten sich, als wären sie hier zu Hause.

Ob sie atmete oder nur die Luft anhielt, das wusste Germaine Duc nicht. Sie war auch nicht in der Lage, einen Arm zu heben, um die Gestalten zu stoppen, die bereits dicht vor der Haustür waren und sie jetzt öffneten.

Dann waren sie weg ...

Sekunden verstrichen, und die Frau stand noch immer starr auf der Stelle. Sie fühlte sich so mies. Wie eine Verräterin an ihrem eigenen Fleisch und Blut.

Sie wusste nicht, wann dieses helle Sirren wieder erklang, ob eine Minute oder eine Stunde verstrichen war, denn das Gefühl für Zeit hatte sie verloren.

Das Geräusch füllte ihre Ohren. Es klang so schrill, dass es schmerzte.

Allmählich kam Germaine wieder zu sich. Etwas rieselte durch ihren Körper. Sie war endlich wieder in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen und sich auf sich selbst und ihre Umgebung zu konzentrieren. Es war wie immer. Es gab sie noch und ihr war auch nichts passiert. Sie stand noch immer auf dem gleichen Platz und sah aus wie jemand, der darüber nachdachte, wie er dorthin gekommen war.

Leider wusste sie es.

Und sie wusste noch mehr. Sie hatte Besuch bekommen. Jetzt

war dieser Besuch weg. Er hatte ihr nie etwas getan, aber sie kannte sich trotzdem aus. Ihre Hände fuhren hoch zum Gesicht und strichen über die Wangen hinweg. Sie fühlte sich schlecht, und als sie sich entschlossen hatte, nach vorn zu gehen, da merkte sie, dass sie sich kaum auf den Beinen halten konnte.

Der kurze Weg führte Germaine in das Zimmer ihres Sohnes. Die Tür war nicht geschlossen. Im Raum war es dunkel. Für einen Moment durchströmte sie die Hoffnung, alles nur geträumt zu haben, bis sie das Licht wieder einschaltete.

Da sah sie es.

Es war ein für sie brutaler Anblick, als sie auf das leere Bett starrte ...

Owen Donnel gehörte zu den Menschen, deren Leben in einer gewissen Regelmäßigkeit ablief. Er war in Kiltegan geboren, dort aufgewachsen und so gut wie nie in seinem Leben aus dem Ort herausgekommen. Mal in Cork, mal in Dublin, das war auch alles. Ansonsten blieb er auf seiner Scholle und lebte nicht schlecht davon.

Im Sommer führte er Touristen durch die Gegend, ließ sich das gut bezahlen, und im Winter brannte er seinen sogenannten Weihnachtswhisky, der ebenfalls gut verkauft wurde, so dass er von dem Erlös über die nächsten Monate hinwegkam, bis wieder die ersten Touristen erschienen und der ganze Kreislauf wieder von vorn begann.

Im Winter war er oft in den Pubs zu finden. Den eigenen Whisky trank er nicht, der war nur für den Verkauf bestimmt, aber in den Pubs gab es Bier. Da war es gemütlich. Da konnte er sich unterhalten, denn zu Hause wartete niemand auf ihn.

Er war nicht verheiratet, seine Eltern lebten nicht mehr, und sein Bruder hatte einen Job in den Staaten gefunden. In seiner alten Heimat ließ er sich nicht mehr blicken.

So fühlte sich Owen Donnel in seiner kleinen Kate mehr als wohl, obgleich das Haus schon ziemlich baufällig aussah, aber das störte höchstens die anderen Leute, ihn nicht.

An diesem Abend musste sich Owen wieder mal belohnen. Er verspürte einen sagenhaften Brand, der gelöscht werden musste, und machte sich deshalb auf den Weg zu seinem Lieblings-Pub. Er wohnte am Ende von Kiltegan, der Pub lag in der Mitte, und da er keine Lust hatte, zu Fuß zu gehen, holte er sein Bike aus dem Schuppen.

Das Rad hatte ebenfalls seine Jahre auf dem Buckel, aber es tat auf kurzen Strecken noch seinen Dienst. Als er den Pub schließlich betrat, war seine Kehle wie ausgetrocknet.

Der Wirt kannte ihn. Schweigend stellte er ihm ein großes Bier auf den Tresen, und Owens Augen leuchteten auf, als er den gut gefüllten Glaskrug anschaute.

Genau das war es, was er brauchte.

»Cheers, Finlay.«

»Auf dich, Owen.«

Es herrschte nicht besonders viel Betrieb. Die Stimmung lag noch um den Normalpunkt, doch das würde sich ändern, wenn die Gäste erst mal richtig reinhauten.

Genau das hatte Owen auch vor.

Nach dem dritten Bier ging es ihm schon besser.

Nach dem fünften ging er zur Toilette, um sich zu erleichtern. Da summte er schon ein altes Soldatenlied vor sich hin. Als er leicht schwankend wieder zurück an den Tresen kehrte, stand bereits das sechste Bier da.

»Genau die Füllung«, sagte er.

»Bleibt es dabei?«

»Ja, Finlay.«

»Gut. Wann willst du zahlen?«

»Ich komme morgen vorbei.«

»Aber vergiss das nicht wieder.«

»Nie.«

Donnel trank. In seiner Nähe drängten sich jetzt die anderen Zecher. Sie alle hatten ihren Spaß und sprachen mit sehr lauten Stimmen, um sich überhaupt Gehör zu verschaffen.

Owen beteiligte sich nicht an der Unterhaltung. Er hätte auch die Sätze nicht mehr richtig herausgebracht. In seinem Kopf war alles zu dumpf geworden. Er hatte auch leichte Probleme mit dem Gleichgewicht und trank seinen Glaskrug nicht leer.

Mit einem letzten Winken löste er sich vom Tresen und ging schwankend auf die Tür zu, um nach draußen in die kalte Luft zu treten. In der Kneipe war es nicht nur warm, sondern schon überhitzt gewesen. Die Kälte der Nacht traf ihn wie ein Schlag mit dem Hammer. Für einen Moment wurde ihm sogar die Luft knapp und dann packte ihn ein Schwindel, der ihn fast zu Boden gerissen hätte.

Owen erinnerte sich daran, dass er mit dem Rad gekommen war. Er hatte es auch an der Außenwand der Kneipe abgestellt, wusste aber nicht mehr genau wo.

Nach einigen unsicheren Schritten wäre er beinahe darüber gestolpert. Im letzten Augenblick konnte er sich fangen.

»O Scheiße, ich war wohl nicht so in Form. Man wird alt, verdammt.« Er hielt sich am Rad fest und merkte, dass Bier vom Magen her hochgespült wurde.

Es kam wie es kommen musste. Einen Teil der Flüssigkeit brach er aus, und danach ging es ihm etwas besser. Hinzu kam die kalte Luft, die gegen sein Gewicht fegte und sogar in den Schädel hinein. Er glaubte, dass sein Kopf durchgepustet wurde.

Das Fahrrad noch immer festhaltend, drehte er sich nach links. Dort musste er hin. Da lag sein Haus, aber erst noch den Ort durchqueren, in dem er jeden Stein kannte.

Und man kannte ihn.

Zwei Jugendliche, auch nicht mehr ganz nüchtern, machten ihn an und verhöhnten ihn, dass ein alter Sack doch nicht so viel saufen sollte, aber Owen kümmerte sich nicht um sie.

Wäre er nüchtern gewesen, hätte er den beiden die Ohren lang gezogen. So aber sagte er nichts und schob seinen fahrbaren Untersatz weiter.

Zwischendurch schwachte das Bier mal wieder hoch, weil es raus musste. Auch das war dem alten Schluckspecht nicht neu. Er hatte nur Schwierigkeiten mit der Kälte und merkte jetzt, dass er viel zu dünn angezogen war.

Schaukelnd ging er weiter. Das Rad schob er neben sich her. Manchmal sprach er mit ihm wie mit einem alten Kumpel. In Schlangenlinien bewegte er sich über die Hauptstraße und gelangte schließlich in die Nähe seines Hauses.

Es lag etwas erhöht. Ein ansteigender Weg führte dorthin, und Owen stöhnte auf, als er daran dachte, was alles noch vor ihm lag. Er stand auf der Stelle, schwankte, fiel aber nicht hin, sondern schaute hoch zum Eingang des Hauses hin, der sich bewegte. Das ganze Haus schwankte. Er würde einen Punkt finden müssen, wo er ...

Schlagartig veränderte sich alles!

Owen Donnel schaffte es nicht, den Gedanken zu Ende zu bringen. Er stand da, er starrte irgendwohin, und er sah immer nur das Gleiche. Nämlich nichts. Keine Umgebung mehr. Keine Häuser, keine Straße, alles war ihm aus dem Blickfeld gerissen worden.

Nur eines gab es!

Licht!

Kein grelles, aber doch so starkes Licht, das er mit seinen Augen nicht durchschauen konnte. Das Licht hüllte ihn ein und er hörte ein seltsames Geräusch, das in seine Ohren hineinjagte.

Wenn jemand auf der Geige übte, waren ähnliche Geräusche zu vernehmen. Aber diese hier waren viel schlimmer und auch schriller. Sie sägten in seine Ohren hinein und malträtierten den Kopf. Im Innern schienen sie etwas zerreißen zu wollen. Das Geräusch war so schlimm, dass er seine Arme anhob und die

Hände gegen die Ohren presste. Dabei fiel das Rad um, was ihn nicht störte.

Owen stand auf der Stelle und hatte selbst den Mund weit aufgerissen, ohne dass nur ein Laut aus ihm hervordrang. Es war einfach grauenhaft, so etwas hören zu müssen. Je länger es, andauerte, desto mehr empfand er es als Folter.

Trotz seines Zustands war ein Gefühl nicht zu unterdrücken.

Es war die Angst.

Die verfluchte und hündische Angst vor dem Grauen und um sein Leben.

Er war mit einer derartigen Erscheinung noch nie in Kontakt gekommen, und er konnte sie auch nicht begreifen. Es war ein Angriff, der ihn völlig überraschend getroffen hatte. Er war auch nicht in der Lage, die Augen zu schließen.

Er sah etwas!

Zuerst dachte Owen, dass ihm sein umnebelter Geist einen Streich gespielt hatte, aber das war es wohl nicht, denn innerhalb des Lichts bewegten sich Schatten, die genau auf ihn zukamen.

Große Schatten. Lang wie Menschen. Und langgezogen, so dass sie ihn schon an Flaschen erinnerten, die allerdings eine ungewöhnlich breite Kopfform besaßen.

Sie kamen mit dem Licht. Sie waren schnell. Sie waren auch nicht zu hören, und dann hatten sie ihn erreicht.

Owen wollte schreien. Das schaffte er nicht mehr. Seine Kehle war einfach zu. Er bekam nichts mehr hervor, sah dann die beiden aus dem Licht erscheinen und entdeckte hinter ihnen einen sehr großen und irgendwie runden Schatten.

Dann waren sie über ihm.

Nein, es war kein Schrei, der sich aus seinem Mund löste. Obwohl er schreien wollte, aber in ihm brach etwas zusammen, als bestünde er selbst aus Glas.

Es war vorbei!

Er starb.

Und er sah nicht mehr, was mit ihm passierte ...

Am anderen Morgen.

Die winterlichen Nebel hatten sich verzogen. Jetzt versuchte die Sonne, sich freie Bahn zu verschaffen, was ihr nur mühsam gelang. In Kiltégan erwachte das Leben. Alles ging wieder seinen normalen und ruhigen Gang. Auch die Kinder mussten zur Schule, und sie waren es, die den schrecklichen Fund machten.

Auf der Straße lag ein Fahrrad.

Das war nicht unnormal, aber es gab noch etwas, was sie völlig verstörte.

Neben dem Rad breitete sich ein weißes Pulver aus, das der Wind noch nicht verweht hatte. Und inmitten des Pulvers zeichnete sich noch etwas anderes ab.

Knochen!

Helle Knochen. Nur wenige, aber bei den wenigen war zu erkennen, dass es sich unter anderem um Teile eines Schädels handelte.

Minuten später hatte sich in Kiltégan herumgesprochen, was passiert war. Entsetzte Menschen liefen zusammen. Man beriet miteinander, was getan werden musste.

Auch der Bürgermeister war gekommen. Einen Polizeiposten gab es in der Ortschaft nicht.

Man war ratlos. Bis jemand auf die Idee kam, dass diese Reste durchaus ihrem Mitbürger Owen Donnel gehören könnten. Ihn hatte es erwischt.

»Es war das Licht«, sagte eine alte Frau. »Das Licht und die Fremden ...«

Niemand gab ihr eine Antwort. Bis der Bürgermeister eine Entscheidung traf.

»Wir werden die Reste begraben«, ordnete er an. »Mehr

können wir nicht tun.« Er schaute jeden der Bewohner an, die in der Nähe standen. »Ansonsten werden wir darüber schweigen ...«

Die Antwort bestand aus einem kollektiven Nicken...

Um mich herum war Stimmengemurmel zu hören, und die Wärme im Raum hatte bei mir in der Kehle ein trockenes Gefühl hinterlassen. Deshalb stand vor mir eine große Flasche Mineralwasser, aus der ich mir das Glas voll schenkte. Meine Maschine aus London war in Dublin etwas früher gelandet, und jetzt wartete ich auf den Flieger aus Glasgow, in der die Person sitzen würde, die ich treffen wollte.

Die Frau hieß Maxine Wells. Genauer gesagt: Dr. Maxine Wells, und sie war Tierärztin von Beruf. Ich hatte sie bei einem Fall kennnen gelernt, in dem es um Ratten gegangen war, und ich wusste, dass sie eine Person war, die mit beiden Beinen im Leben stand, und auf die man sich hundertprozentig verlassen konnte.

Irgendwie schien unser erstes Zusammentreffen damals etwas Schicksalhaftes gehabt zu haben, denn unsere zweite Begegnung hatte ebenfalls nicht unter normalen Umständen stattgefunden. Da war es um die fliegenden Menschen gegangen, die von einem teuflischen Professor genmanipuliert worden waren. Und der dritte Fall, der uns zusammengeführt hatte, war ebenfalls nicht normal gewesen. Da hatte sogar der Eiserne Engel aus dem längst versunkenen Kontinent Atlantis eine Rolle gespielt.

Und jetzt sollte es zum vierten Zusammentreffen kommen. Allerdings würde Maxine allein kommen und ihren Schützling Carlotta zu Hause lassen. Die Kleine war uns beiden ans Herz gewachsen, und sie besaß tatsächlich Flügel wie ein großer Vogel. Nur wollte sie ihre Künste nicht in der Öffentlichkeit

vorführen, was zu starken Irritationen geführt hätte. Aus diesem Grunde würde sie sich im Haus verstecken.

Am Telefon hatte ich herausgehört, dass nicht Maxine selbst in Schwierigkeiten steckte, sondern eine alte Freundin von ihr, mit der sie schon gemeinsam zur Schule gegangen war. Die Frau hieß Germaine Duc und lebte jetzt in einem kleinen Kaff in Irland, südwestlich von Dublin. Wir würden mit einem Leihwagen dorthin fahren. Das hatte Maxine bereits alles organisiert.

Da die Maschine noch nicht gelandet war, vertrieb ich mir die Zeit in einem kleinen, aber überheizten Bistro und trank das Mineralwasser in kleinen Schlucken.

Um mich herum standen oder saßen fröhliche und manchmal aufgekratzt wirkende Menschen, die schon in vorweihnachtlicher Stimmung waren, die sich bei mir allerdings nicht eingestellt hatte - obwohl auch im Bistro der weihnachtliche Schmuck auffiel und auch in der Flughalle die Spuren nicht zu übersehen gewesen waren.

Ich wusste nicht, um was es genau ging. Maxine hatte sich nicht darüber ausgelassen. Ich würde es schon früh genug erfahren, aber sie hatte mir fest versichert, dass ich keiner Luftblase hinterherlaufen würde.

Auf Nachfragen hin hatte sie mir dann von rätselhaften Erlebnissen berichtet, mit denen ihre Freundin konfrontiert worden war, und sie hatte auch deren eigenes Schicksal nicht unerwähnt gelassen, ohne jedoch auf Einzelheiten einzugehen.

Hätte mich eine andere Person angerufen und nicht Maxine Wells, wäre ich gar nicht erst abgeflogen. Doch ihr musste ich einfach trauen und vertrauen, denn sie war alles andere als eine Spinnerin, sondern eine Frau, die in ihrem Beruf als Tierärztein mit beiden Beinen fest im Leben stand.

Die Anzeigetafel gab es nicht nur in der Halle, sondern auch hier im Bistro. Allerdings verkleinert auf die Größe eines Fernsehbildschirms. Ich stand nahe genug, um die Tabelle im

Auge zu behalten.

Nur Wasser, das war auch nichts. So bestellte ich mir noch einen Espresso, den mir die Bedienung, eine Bilderbuch-Irin mit roten Haaren, lächelnd brachte.

Lächelnd schaute ich auch auf ihr wohlgerundetes Hinterteil, das in einer strammsitzenden Hose steckte. Mein zweiter Blick galt der Anzeigetafel, und jetzt sah ich, dass die Maschine aus Schottland gelandet war. Dann würde Maxine bald hier erscheinen.

Dann tauchte sie auch auf. Ich sah sie, als sie sich durch die Eingangstür schob. Sie trug einen braunen Wollmantel, der offen stand. Darunter einen erbsengrünen Rollkragenpullover und dazu eine schwarze Hose, die unten an den Beinen leicht ausgestellt war. In Höhe der Taschen blinkten Metallknöpfe, so dass mich diese Hose mehr an die Beinkleider der Zimmerleute erinnerte, die diese auf Wanderschaft trugen.

Wie immer zeigte ihr Gesicht eine frische Farbe. Das lag einfach in der Natur der Sache. Ich hatte Maxine nie grau und müde erlebt. Sie wirkte immer so, als wäre sie gerade von draußen gekommen, nach einem langen Spaziergang, den sie nur zum Aufwärmen benutzt hatte, um anschließend richtig loszulegen.

Das blonde Haar benötigte keine Färbung. Das hatte ihr die Natur mitgegeben. Helle, graublaue Augen musterten die Welt mit kritischen, aber auch freundlichen Blicken, und die Kurzhaar-Frisur stand ihr noch immer gut, auch wenn sie jetzt aussah wie von einem Windstoß zerzaust.

Sie sah mich, winkte und suchte den kürzesten Weg zu mir. Ich breitete schon meine Arme aus, in die Maxine hineinflog. Zuvor hatte sie die Reisetasche fallen gelassen, und dann drehten wir uns auf der Stelle, wobei ich Maxine etwas vom Boden abhob.

»Du hast es geschafft, John.«

»Warum nicht?«

»Weil ich Verspätung hatte.«

»Sie hielt sich in Grenzen.«

»Puh.« Sie lächelte mich an und auch in ihren Augen sah ich das Lächeln. »Das hat gut getan.«

»Was?«

»Sich mal bewegen zu können.«

Ich gab mich enttäuscht. »Schade, und ich habe schon gedacht, du hättest meine Begrüßung gemeint.«

»Die natürlich auch. Es ist super, dass wir uns mal wiedersehen. Und ich freue mich, dass bei dir alles okay ist.«

»Bei dir auch?«

»Klar doch.«

»Und was ist mit Carlotta?«

Sie schluckte. Ihr Gesicht verdüsterte sich. »Ja, sie ist okay, aber ich habe sie allein zurücklassen müssen. Sie hat mir auch versprochen, dass sie sich an die Regeln hält und ihre Identität nicht preisgibt. Mal schauen, wie sich das alles regelt.«

»Du solltest ihr vertrauen. Das Vogelmädchen ist verdammt intelligent und weiß genau, worauf es ankommt.«

»Das denke ich auch.«

»So, und jetzt möchtest du was trinken, denke ich.«

»Hm.« Maxine überlegte kurz und schaute sich dabei um.

»Kaffee habe ich schon im Flugzeug getrunken. Ein Wasser könnte nicht schaden.«

»Sofort.« Ich bestellte eine zweite Flasche und zahlte, als sie gebracht worden war. Es ging nicht um Maxine, es ging auch nicht um Carlotta, sondern um ein neues Problem, auf das ich erst zu sprechen kam, als sie getrunken hatte.

»Grundlos stehen wir ja hier nicht.«

»So ist es, John. Und wir werden auch gleich weiterfahren. Ich habe einen Jeep Cherokee bestellt.«

»Ho! Geht es ins Gelände?«

»Kann ich dir nicht sagen. Jedenfalls müssen wir nach Kiltegan.«

»Aha. Und da kennst du dich nicht aus..«

»Richtig. Ich weiß nur, dass der kleine Ort südlich von hier in einer hügeligen Gegend liegt. Wenn wir um Dublin herum sind, können wir die N 81 nehmen, die führt bis auf ein paar Kilometer an Kiltegan heran. Das ist kein Problem.«

»Dachte ich mir.«

Sie wollte wieder lächeln, nur gelang ihr das nicht so ganz. »Ja, und dann gibt es noch den Grund, weswegen wir uns hier getroffen haben. Er heißt Germaine Duc.« »Deine Freundin.« »Schulfreundin sogar. Es hat sie nach Irland verschlagen, weil sie einen gewissen Duc geheiratet hat, den es aber nicht mehr gibt. Der hat sie einfach sitzen lassen und jetzt hängt sie allein in dem Kaff herum. Sie war mal Lehrerin, aber den Job hat sie an den Nagel gehängt. Sie versucht nun, ihr Geld an der Börse zu verdienen. Kauft Aktien, verkauft sie wieder und das von zu Hause aus. Germaine ist praktisch ein weiblicher Day Trader.« »Verdammt risikoreich.« »Klar.«

»Hat es ihr was gebracht?« Max lachte leise. »In guten Zeiten schon, in diesen hier kaum. Da fährt sie zu viele Verluste ein, wenn sie mitmischt, aber sie hat immer gut gewirtschaftet und kann von dem Ersparten leben, bis sich die Zeiten mal wieder ändern.«

Ich trank meinen Rest Wasser und sagte: »Schön, dass du mir das alles erzählt hast, aber das wird nicht der Grund sein, warum wir beide hier stehen und uns unterhalten.«

Maxine warf mir einen ernsten Blick zu. »Genau damit hast du Recht, John. Darum geht es wirklich nicht, sondern um eine Sache, die eigentlich mehr ihren Sohn Kevin betrifft. Er wurde mehrmals in den Nächten entführt und später wieder zurückgebracht.«

Ich runzelte die Stirn, schaute Maxine an und sagte zunächst mal nichts. »Ja, John, so ist das.« »Ich habe auch nichts gesagt. Ich denke nur nach und komme zu keinem Ergebnis. Das heißt, ich weiß nicht, was ich mit dieser Entführung zu tun haben

soll. Ist das nicht eher ein Problem für meine Kollegen, die sich mit normalen Fällen beschäftigen?«

»Das sollte man meinen«, stimmte sie mir zu. »Aber es geht hier um die Entführer. Du hast Recht, wenn du normale Menschen erwähnst. Nur das ist hier nicht der Fall. Die Entführer sind keine normalen Menschen, sondern ganz andere Personen.«

»Wer denn? Dämonen ...«

»Nein, nein.« Maxine senkte ihre Stimme, damit niemand zuhören konnte. »Meine Freundin Germaine hat von Außerirdischen gesprochen, die ihren Sohn holten.«

Jetzt war es heraus, und ich wusste ja, dass Maxine auf meine Reaktion wartete, aber ich war zunächst mal geschockt, weil es mir die Sprache verschlagen hatte.

»Das habe ich mir gedacht, John.«

»Was hast du dir gedacht?«

»Dass du nichts sagst. Aber ich habe nicht anders reagiert, als Germaine mir das sagte. Ich bin einfach sprachlos gewesen.«

»Hast du ihr denn geglaubt?«

»Habe ich«, erwiderte sie spontan.

»Das musst du mir erklären.«

Sie blies eine Haarsträhne hoch, die sich in ihre Stirn verirrt hatte. »Ich habe ihr deshalb geglaubt, weil ich sie kenne und sie nicht für eine Spinnerin halte, John. Es ist schon alles okay, man kann ihr wirklich trauen. Ich kenne sie lange genug. Und ich habe die Angst aus ihrer Stimme hervorgehört. Germaine war völlig durcheinander. So etwas denkt man sich nicht aus, verstehst du?«

»Im Normalfall nicht.«

»Genau. Und deshalb glaube ich ihr auch. Es muss etwas an der Sache dran sein. Seit dem Erlebnis mit meiner Schwester, der Rattenkönigin, ist mir nichts mehr fremd. Darauf kannst du dich verlassen. Carlotta und die Genmanipulation will ich erst gar nicht erwähnen.«

Ich schwieg in den folgenden Sekunden, weil ich mir meine Gedanken machte. Natürlich war auf dieser Welt alles möglich. Auch der Besuch von Außerirdischen, denn das hatte ich selbst erlebt. Es lag zwar schon einige Zeit zurück, und da hatten auch Engel und Psychonauten eine Rolle gespielt, aber vergessen konnte ich den Fall nicht, der zu den fantastischsten und absurdesten Vorgängen in meinem Leben gehört hatte.

Man konnte darüber streiten. Man konnte sich Gedanken machen. Man konnte darüber lachen, man konnte fest daran glauben und es einfach nur als Spinnerei abtun, aber was ich erlebt hatte, war eine Tatsache und es gab keinen Grund dafür, dass andere Menschen nicht das Gleiche oder Ähnliches durchmachten.

Maxine hob die Schultern. »So sieht es aus, John. Das sind die Fakten. Und jetzt hat man mich um Hilfe gebeten und ich habe dich angerufen, weil ich mich überfordert fühle.«

»So muss man es wohl sehen.«

»Entscheide dich.«

»Wieso?«

»Wenn du alles für Spinnerei einer überdrehten Person hältst, kannst du auch wieder in die nächste Maschine steigen und zurück nach London fliegen. Das ist alles kein Problem. Ich würde es dir nicht mal übel nehmen, aber mein Gefühl sagt mir einfach, dass an dieser Sache mehr dran ist. Dass wir erst am Anfang stehen.«

Ich verzog den Mund. »Was denkst du eigentlich von mir, Max? Dass ich wieder zurückfliege und alles andere sausen lasse? Nein, nein, das nicht. Es gibt nämlich eine Eigenschaft, die mir im Laufe der Jahre nicht abhanden gekommen ist. Ich bin noch immer verdammt neugierig. Und du hast mich mit deinem Bericht wirklich neugierig gemacht und meine natürliche Neugierde noch verstärkt.«

Auf ihren Lippen erschien ein breites Lächeln. »Ich wusste, dass du so denken würdest. Wir kennen uns zwar noch nicht so

lange, aber ich habe mich nicht in dir getäuscht.«

»Das wäre auch schlimm gewesen.« Ich schaute auf die Uhr.

»Wann können wir in diesem Kaff sein?«

»Es heißt Kiltegan. Ich denke mal, dass wir nicht mehr als zwei Stunden fahren müssen.«

»Okay, und was passiert dann?«

»Keine Ahnung. Ich kann nicht in die Zukunft schauen. Ich habe mir nur gedacht, dass wir mit Germaine reden und uns Details anhören. Dann müsstest du auch mit Kevin sprechen. Vielleicht erfährst du von ihm, was wirklich passiert ist.«

»Hat seine Mutter das nicht schon getan?«

»Ja, aber sie hat keine entsprechenden Antworten erhalten, wie sie mir sagte. Kevin hat sich da ziemlich zurückgehalten. Den Grund kenne ich nicht. Nehme aber an, dass er sich nicht erinnern kann oder auch will. Das ist alles möglich.« Sie legte ihre Hand auf meine. »Oft ist es besser, wenn ein Fremder mit einem Menschen spricht, als die eigene Mutter.«

»Haha, vorausgesetzt, er hat Vertrauen zu diesem Fremden.«

»Ich bitte dich, John, das schaffst du doch. Das Gleiche ist bei Carlotta auch passiert. Du glaubst gar nicht, wie oft sie von dir spricht und auch von dem Eisernen Engel. Das hat sie schwer beeindruckt und lässt sie auch ganz anders über die Welt nachdenken. So sieht es jedenfalls aus und ich denke, dass du neutral an den Fall herangehen wirst. Wenn er sich als Flop herausstellt, woran ich persönlich nicht glaube, hast du eben eine kleine Reise gemacht. Man muss dem Leben immer die positiven Seiten abgewinnen.«

»Das ist ein Trost.«

»Dann lass uns fahren.«

Ich hatte nichts dagegen ...

Kevin war aufgestanden wie jeden Tag, aber er war nicht in

den Schulbus gestiegen, um sich mitnehmen zu lassen wie die anderen Kinder. Er litt unter starken Kopfschmerzen, und das war ihm auch anzusehen.

In der letzten Nacht hatte er nicht nur in seinem Bett gelegen. Man hatte ihn wieder geholt. Am anderen Morgen war er zurückgekehrt, doch das hatte seine Mutter nicht mitbekommen. Obwohl sie sich vorgenommen hatte, wach zu bleiben, war sie plötzlich eingeschlafen, und daran hatte sicherlich auch dieser fremde Zauber die Schuld getragen.

Am Morgen hatte sie dann Kaffee gekocht, für ihren Sohn Kakao, den er so gern trank, und hatte ihm das Getränk ans Bett gebracht. Sie kannte das Spiel.

Der Zehnjährige lag apathisch in seinem Bett, schaute gegen die Decke und war zu nichts weiter fähig. Er sah aus wie jemand, der über etwas nachdachte oder nachdenken wollte, es leider jedoch nicht schaffte, weil seine Gedanken auf Wanderschaft gingen, und er sie nicht mehr richtig einordnen konnte.

Kevin war ein netter Junge. Er hatte das braune Haar seines Vaters geerbt und ebenfalls die braunen Augen. Für sein Alter war er recht kräftig, doch all dies war vergessen, wenn man ihn lethargisch in seinem Bett liegen sah.

»Möchtest du den Kakao trinken, Kevin?«

»Ja.«

»Dann setz dich, bitte.«

Germaine half ihrem Sohn, sich aufzusetzen. Auch in dieser neuen Haltung schaute Kevin ins Leere, als würde er irgendetwas sehen, das nur für ihn allein sichtbar war und für keine anderen Personen. Das Hineinschauen in eine Welt, die hinter der normalen lag und in der sich vieles von dem versteckte, was er in der vergangenen Nacht zu Gesicht bekommen hatte.

Germaine hatte sich einen Stuhl herangezogen und schaute zu, wie ihr Sohn den Kakao trank. Er war nicht zu heiß, und Kevin genoss ihn in kleinen Schlucken.

Natürlich war Germaine neugierig, wie es ihm ergangen war.

Doch sie traute sich nicht, irgendwelche Fragen zu stellen. Den Versuch hatte sie schon öfter unternommen und war damit auf Granit gestoßen. Kevin wollte nicht über das reden, was ihm in der Nacht widerfahren war, und seine Mutter konnte es sogar verstehen, auch wenn sie ihrem Sohn den Grund nicht gesagt hatte.

Sie hatte nur gedacht, dass es vorbei war, aber durch Kevin kehrte alles wieder zurück, und wahrscheinlich hatte sich mit ihm der Kreis sogar geschlossen.

Der Junge setzte die Tasse erst ab, als er den Kakao bis auf einen Rest leer getrunken hatte. Germaine nahm sie ihm aus der Hand und stellte sie weg. Wieder einmal wurde ihr bewusst, wie schmerzlich sie Kevins Vater vermisste. Er hätte ihr bestimmt Rat geben können, aber er hatte es vorgezogen zu verschwinden und nicht mehr wieder aufzutauchen. Irgendwo auf der Welt hatte er sich verkrochen. Vielleicht auf irgendeinem Eiland in der Südsee, denn für diese Gegend hatte er schon immer geschwärmt.

Kevin war und blieb blass. Auch der warme Kakao hatte für keine Röte in seinem Gesicht gesorgt. Germaine empfand den Blick des Jungen als Besorgnis erregend, aber auf das eigentliche Thema hin, traute sie sich nicht, ihn anzusprechen.

Sie wollte ihn aufheitern und ihn von den anderen Gedanken und Erinnerungen wegbringen. Nach einem leisen Lachen sagte sie: »Weißt du eigentlich, dass wir heute Besuch bekommen werden?«

»Nein.«

Die Antwort erschreckte Germaine, denn sie hatte mit Kevin schon darüber gesprochen. »Ich hatte es dir gesagt, Junge.«

»Kann sein. Habe ich vergessen.«

»Gut, macht ja nichts. Dann will ich es dir noch einmal sagen. Heute kommt Maxine Wells zu uns. Maxine ist eine alte Freundin von mir. Wir kennen uns aus der Schule, und wir haben uns immer toll verstanden. Verloren uns allerdings aus

den Augen, als ich heiratete und wegzog. Aber jetzt wird sie uns besuchen. Sie wohnt übrigens in Schottland. Sie ist Tierärztin und hat uns schon öfter eingeladen. Wahrscheinlich fliegen wir im nächsten Jahr mal zu ihr. Würde dich das freuen?«

»Weiß nicht«, antwortete Kevin nach einer Weile. »Ich kenne sie ja gar nicht.«

»Keine Sorge, Kevin, sie ist nett. Maxine wird dir bestimmt gefallen, glaube mir.«

»Mal sehen.«

»Ich denke, dass sie am frühen Nachmittag hier sein wird.. Sie hat mir noch gesagt, dass sie einen Freund mitbringt. Er heißt John Sinclair und kommt aus London.«

»Kann ja sein.«

»Sei doch nicht so. John kann dir sicherlich viel von dieser Stadt erzählen.«

»Mal sehen.«

Sie strich über Kevins dichtes Haar. »Und wie geht es dir jetzt? Hast du noch immer Kopfschmerzen?«

»Ein bisschen.«

»Dann leg dich wieder hin und ...«

Er ließ seine Mutter nicht ausreden, denn in ihren Satz hinein sprach er selbst. »Es ist so kalt gewesen. So anders kalt. Und da war viel Licht und Nebel. Heller Nebel...«

In Germaine zog sich etwas zusammen. Sie merkte zugleich, dass sie zu zittern begann, aber sie riss sich zusammen und lächelte ihren Sohn an.

»Auch sie waren da.«

»Wer, Kevin?«

»Die anderen. Sie haben mich begrüßt. Mich angefasst. Sie legten mich hin. Sie zogen mich sogar aus. Und dann haben Sie etwas mit meinem Kopf gemacht.«

Germaine Duc saß regungslos auf ihrem Stuhl. Sie war geschockt, denn sie erlebte zum ersten Mal, dass Kevin über

seine Entführung und die damit verbundenen Probleme redete. Sie spürte die heißen Wellen, die in ihr hochstiegen, und sie merkte auch, dass ihr Kopf zu glühen begann. Schweiß bedeckte plötzlich ihr Gesicht, und auch die Handflächen und den Mund hielt sie fest verschlossen.

Die nächste Frage zu stellen, bereitete ihr Mühe, aber sie musste einfach sein.

»Kannst du dich sonst noch an etwas erinnern, Kevin?«

»Nein.«

Die Antwort war ihr zu schnell gekommen. »Wirklich nicht? Du solltest schon überlegen.«

»Ich weiß, Mum, aber ich kann es wirklich nicht. Tut mir Leid, alles ist weg.«

»Und was war, als du wach geworden bist?«

»Da lag ich im Bett und hatte diese Kopfschmerzen, wie immer nach den Träumen.«

Es war gut, dass er den Begriff erwähnt hatte. Träume war genau das Richtige. Das hatte Germaine ihrem Sohn einge-hämmert, dass er unter schlimmen Träumen litt und all das nicht in der Realität erlebte. So hoffte sie, dass er das Unwahr-scheinliche besser verkraftete. Auch wenn die Menschen im Ort mittlerweile anders darüber dachten, denn ihnen war schon etwas aufgefallen.

Man sprach über das ungewöhnliche Licht in der Nacht, aber man traute sich nicht offen darüber zu reden, obwohl es immer in der Nähe eines bestimmten Hauses erschienen war, nämlich bei den Ducs. Aber die Stimmung hatte sich verändert. Sie war noch negativer geworden, und die Blicke der Menschen glichen Drohungen, das hatte Germaine Duc sehr gespürt.

Sie hatte mit Kevin über dieses Thema nicht gesprochen, doch sie wusste genau, dass der Junge nicht dumm war, denn auch seine eigenen Schulkollegen hatten ihn mit seltsamen Fragen gelöchert.

Germaine lächelte ihren Sohn an. »Es wird alles wieder gut

werden«, erklärte sie. »Irgendwann sind die Träume vorbei, und dann kannst du darüber nur lachen. Okay?«

»Das weiß ich nicht.«

»Doch, ich verspreche es dir. Freu dich einfach darauf, dass wir heute Besuch bekommen. Aber jetzt versuche erst mal zu schlafen. Wer so schlechte Träume gehabt hat, der muss einfach viel Schlaf nachholen. Das ist doch klar.«

Sie hoffte, dass Kevin alles genau verstanden hatte, obwohl sein Blick irgendwie nach innen gekehrt war.

Germaine Duc verließ das Zimmer ihres Sohnes mit keinem guten Gefühl. Es wäre noch schlechter gewesen, wenn sie den Tag über allein mit Kevin geblieben wäre. So aber vertraute sie auf ihren Besuch, denn Maxine hatte ihr versprochen, jemanden mitzubringen, dem sie die volle Wahrheit sagen konnte, denn er würde Verständnis für ihre Probleme mitbringen.

Das alles war klar, darauf freute sie sich auch. Sie rechnete damit, dass die beiden am frühen Nachmittag eintreffen würden und zuckte zusammen, als sie die schrille Türklingel hörte. Der Ton hämmerte durch das gesamte Haus, und eigentlich hatte sie die Klingel schon längst auswechseln wollen, aber sie war nie dazu gekommen.

Auch an ihre Arbeit war heute nicht zu denken. Mit dem Gedanken beschäftigte sie sich, als sie auf die Haustür zuging und zunächst mal durch das schmale Fenster an der Seite schaute, um zu sehen, wer sie besuchen wollte.

Es war der Bürgermeister. Er hieß McGift und zog ein Gesicht, das nichts Gutes verhieß.

Sie öffnete ihm trotzdem die Tür und sagte: »Kommen Sie rein, Robert!«

McGift stand noch einen Moment unschlüssig vor der von Katzenkrallen zerkratzten Matte und schaute an der Frau

vorbei, als wollte er sich vergewissern, dass sie allein war.

Der Bürgermeister stammte aus Kiltegan. Seine Vorfahren hatten schon ewig hier gelebt. Entsprechend hoch war sein Ansehen. Den Job führte er nur nebenberuflich aus. Sein Geld verdiente er mit der Zucht von Schafen. Er war der größte Schafzüchter in der Umgebung und beschäftigte acht Mitarbeiter.

Er war um die 40. Sein Haar war schon grau geworden und wuchs ihm lang in den Nacken. Germaine mochte den Mann nicht, weil sein Gesicht mit dem leicht schiefen Mund immer etwas Verschlagenes widerspiegelte. Aber sie ging auch davon aus, dass sich schließlich kein Mensch malen konnte. Aber er konnte an seinem Charakter arbeiten, und genau das hätte McGift tun müssen, denn für sie war er nicht eben der ideale Mensch.

»Nur für einen Moment.«

»Bitte.«

Sie führte ihn nicht ins Wohnzimmer sondern in die Küche, die ebenso wie der Flur mit Fliesen ausgelegt war. Diese Unterlage passte besser zu den schmutzigen Schuhen des Mannes, der sich auf einen Küchenstuhl setzte, nachdem er die Jacke abgestreift hatte.

»Kann ich Ihnen was zu trinken anbieten? Einen Schnaps oder einen Kaffee?«

»Nein, so lange bleibe ich nicht.«
Germaine nahm ihm gegenüber Platz. »Und jetzt bin ich gespannt, was Sie von mir wollen.«

McGift knetete seine Hände. Er war jemand, der das offene Wort liebte, wie er selbst sagte, aber jetzt sah er bedrückt aus und ergriff auch noch nicht sofort das Wort.

»Bitte, Robert, wenn Sie es eilig haben, dann sagen Sie, was Sie zu mir führt.«

»Das ist nicht so einfach«, murmelte er und versuchte, dem Blick der Frau auszuweichen. »Ich möchte mit Ihnen über ein

bestimmtes Thema sprechen. Über Sie persönlich.«

»Das ist ja mal was Neues. Ich höre.«

McGift hob den Blick wieder an. Er drehte und wand sich noch immer. »Es ist nicht einfach, das zu sagen«, erklärte er, »und ich rede auch nicht für mich, sondern für fast alle Einwohner hier in Kiltegan. Wir möchten, dass sie unseren Ort so schnell wie möglich verlassen. Ja, das wollte ich Ihnen sagen.« Jetzt, da es heraus war, fühlte er sich erleichtert.

Germaine Duc aber glaubte, sich verhört zu haben. Sie sagte zunächst mal nichts, schüttelte schließlich den Kopf und ärgerte sich wieder, dass sie so rot anlief.

»Das ... das ... ist doch nicht Ihr Ernst - oder?«

»Doch, es ist mein Ernst.«

»Sie wollen also, dass Kevin und ich hier verschwinden, obwohl wir schon verdammt lange hier wohnen.«

Der Bürgermeister strich über sein Gesicht, weil er plötzlich schwitzte. »Ich bin ja nicht der einzige, der das meint. Alle, die ich gesprochen habe, stehen voll und ganz dahinter. Ich bin eben der Offizielle hier und habe die Meinung weitergegeben.«

»Ja, und ich habe sie gehört, McGift. Aber, verdammt noch mal, warum soll ich von hier verschwinden? Ich tue keinem etwas. Ich gehe meinem Job nach, ich falle keinem Menschen aus dem Dorf zur Last. Ich bin weder krank noch pflegebedürftig. Also warum wollen Sie mich hier aus Kiltegan weghaben?«

»Die Menschen haben es so beschlossen.«

»Schön. Warum?«

»Weil Sie stören!«

»Aha, sehr gut. Und das fällt Ihnen nach all den Jahren erst jetzt auf? Wirklich toll. Sie und die anderen Einheimischen scheinen verdammt langsam im Denken zu sein.«

»Das hat damit nichts zu tun.«

»Womit dann?«

»Sie passen nicht hierher!«

Germaine lehnte sich zurück und lachte. Sie hob zwei Finger an und zählte auf. »Erstens störe ich und zweitens passe ich nicht hierher. Das ist sagenhaft, McGift. Das ist wirklich unwahrscheinlich und unglaublich. Das packe ich einfach nicht. So verbohrt kann man doch gar nicht sein.«

»Das ist aber so«, erklärte er.

»Nein, McGift, das glaube ich Ihnen nicht. Dahinter steckt etwas ganz anderes. Das lasse ich mir nicht von Ihnen erzählen. Kommen Sie, seien Sie nicht feige. Rücken Sie mit dem wahren Grund heraus, sonst drehe ich hier noch durch.«

Der Bürgermeister zuckte mit den Schultern. »Sie wissen doch selbst, was hier im Ort geschehen ist.«

»Ach ja?«, höhnte sie. »Was soll ich denn wissen? Ich habe mich niemals an eurem beschissenen Dorfklatsch gestört. Ich war in keinem Verein, sondern habe nur hier gelebt und meinen Job gemacht. Dass mein Mann abgehauen ist, das kann jeder Frau passieren. Ist auch kein Beinbruch, wenn man stark genug ist, um sich selbst durchzuschlagen, was ich ja geschafft habe. Dass es einigen Herrschaften nicht passte, weiß ich ebenfalls, kann daran aber nichts ändern. Getrennt zu leben, ist immer noch besser, als in mancher Ehehölle zu stecken, aus der man auf Grund seiner Erziehung und seines Glaubens nicht herauskommt. Da gibt es ja einige Frauen im Ort, die dieses Los tragen.«

»Das weiß ich nicht. Das interessiert mich auch nicht.« McGift blockte ab, weil er wusste, dass er auch nicht gerade der ideale Ehemann war. »Jedenfalls sollen Sie so schnell wie möglich hier weg und ich mache Ihnen sogar einen guten Vorschlag.«

»Da bin ich aber gespannt.«

»Ich werde Ihr Haus zu einem guten Preis kaufen. Das ist ein faires Angebot.«

»Ja«, sagte Germaine und nickte. »Es ist möglicherweise ein faires Angebot. Aber was geschieht, wenn ich darauf nicht

eingehe? Wollen Sie mir dann das Haus abbrennen und mich als Hexe auf den Scheiterhaufen stellen? Ist das des Rätsels Lösung für Sie?«

»Nein.«

»Was dann?«

McGift kratzte über seine linke Wange. »Da werden sich die Leute etwas überlegen, fürchte ich.«

»Was denn?«

»Keine Ahnung. Mein Vorschlag steht. Ich kaufe Ihnen das Haus ab und Sie ziehen noch vor Weihnachten aus. Etwas Besseres kann ich Ihnen nicht bieten.«

»Doch, Robert, können Sie!«

Die scharfe Stimme hatte ihn leicht zusammenzucken lassen.

»Was wollen Sie noch?«

»Es ist ganz leicht. Ich will nur die Wahrheit wissen. Die reine Wahrheit, weshalb man mich hier in Kiltegan nicht mehr haben will. Das ist doch nicht zu viel verlangt - oder?«

»Ist es wohl nicht.«

»Super. Und wie sieht diese Wahrheit aus? Was, zum Henker, wirft man mir tatsächlich vor?«

Germaine war es tatsächlich gelungen, den Bürgermeister aus der Reserve zu locken. »Es sind diese ungewöhnlichen Dinge und Erscheinungen die hier passieren«, flüsterte er. »Das müssen Sie doch einsehen, verflucht noch mal. Das Licht in manchen Nächten. Es ist so grell. Etwas geht hier vor. Und das Licht ist immer in der Nähe Ihres Hauses zu sehen. Dabei stammt es nicht von einer Laterne, wie jeder weiß. Es ist überhaupt nicht zu erklären.«

»Falsch.«

»Wieso?«

»Wenn Sie das so sagen, dann gehen Sie einfach davon aus, dass ich etwas mit diesem Licht zu tun habe. Sonst würden Sie uns ja nicht aus dem Dorf werfen wollen.«

Er dachte nach. Dann nickte er. »Ja, das gebe ich zu. Dieses

unheimliche Licht muss was mit Ihnen zu tun haben. Es ... es ... gibt für uns keine andere Lösung. Das Licht ist einfach da, aber niemand weiß, woher es kommt.« Er senkte seine Stimme. »Es hat keinen natürlichen Ursprung. Es ist etwas Unheimliches und Unerklärliches.« McGift hatte vor seinen eigenen Worten Furcht bekommen, denn über sein Gesicht und seine Hände hinweg streifte eine Gänsehaut.

Germaine schwieg. Sie gab zu, dass McGift genau das Thema getroffen hatte, aber das konnte sie ihm nicht ins Gesicht sagen. Nichts von ihren Vermutungen, nichts von den Wesen, die von irgendwo her auf die Erde kamen und ausgerechnet sie heimgesucht hatten.

Das alles war auch für sie grauenvoll und irgendwo konnte sie die Angst der Menschen sogar verstehen.

McGift übernahm wieder das Wort, und seine Stimme bekam einen düsteren Klang. »Da ist noch was, Germaine. Wir haben einen Toten gefunden. Es war ein Mann aus dem Ort. Owen Donnel. Er hatte sich einen zur Brust genommen, dann ging er nach Hause, schob sein Rad wohl oder wie auch immer, und dann kam ihm das Licht entgegen. Er muss direkt in es hineingegangen sein. Es hat ihn voll erwischt. So voll, dass er tot ist und wir nur Reste von ihm gefunden haben. Helles Pulver und dazwischen helle Knochen.«

Germaine war geschockt. Sie hatte Donnel gekannt und ihr Gesicht verlor die Röte. »Davon weiß ich nichts.«

»Wir haben es auch nicht an die große Glocke gehängt.«

»Keine Polizei?«

Der Bürgermeister schaute die Frau bohrend an und schüttelte dann den Kopf. Dann sagte er: »Aber wir ziehen die Konsequenzen. Wir haben lange genug gewartet. Donnel war der Erste. Wer weiß denn, wer noch alles folgen wird?« Sein rechter Zeigefinger deutete auf Germaine. »Und alles ist in der Nähe Ihres Hauses hier passiert. Hier ist das verdammte Licht gesichtet worden. Das sollte Ihnen zu denken geben. Bei uns ist

das geschehen.

Also denken Sie über meinen Vorschlag nach. Es ist das Beste für uns alle, wenn Sie hier aus Kiltegan verschwinden. Ich kenne die genauen Zusammenhänge nicht, aber für mich und andere steht fest, dass Sie was mit den Ereignissen zu tun haben.«

»Wie wollen Sie das beweisen?«

»Das brauche ich nicht zu beweisen.«

»Ich habe Owen Donnel nicht verbrannt, verflucht!«

»Das hat auch niemand gesagt. Aber Sie können so etwas wie ein Auslöser gewesen sein. Sie haben sich auch von allen Aktivitäten ferngehalten und sind immer für sich geblieben. Das haben die Leute sehr genau registriert.«

»Wobei die Frauen froh darüber waren, McGift. Sehr froh sogar. Sie haben Sorge, dass ihnen eine Frau, die alleine lebt, die Männer abspenstig macht. Sie sind stutenbissig gewesen, einfach widerlich. Und nun verlassen Sie mein Haus, Herr Bürgermeister.«

Über ihren plötzlichen Wutanfall war Germaine selbst erschreckt, aber sie hatte ihn nicht zurückhalten können. Es hatte einfach aus ihr herausgemusst.

McGift ging an ihr vorbei. Im Flur und kurz vor der Haustür drehte er sich noch mal um. Er zitterte vor Wut. »Ich garantiere für nichts mehr«, versprach er, »aber die Konsequenzen werden Sie selbst zu tragen haben. Das steht fest.«

Er riss die Tür auf und verschwand.

Im Flur blieb Germaine Duc stehen. Sie hatte die Hände gegen die Wangen gedrückt, schüttelte den Kopf und dachte nur immer: Ich träume. Verdammt ich träume.

Die Schmutzspuren auf dem Boden allerdings machten ihr klar, dass sie nicht geträumt hatte. Alles war wahr gewesen. Man wollte sie aus Kiltegan weghaben. Egal wie. Und sie schloss auch Gewalt nicht aus. Dazu kannte sie die Typen hier gut genug.

Übergangslos begann sie zu weinen ...

Der Flugplatz von Dublin lag im Norden der Stadt. Um auf die richtige Straße zu gelangen, hatten wir Dublin westlich umfahren, was kein Problem gewesen war, denn der Verkehr war mit dem in London überhaupt nicht zu vergleichen. Maxine hatte darauf bestanden, das Steuer des Jeep Cherokee zu übernehmen. Sie fuhr einfach zu gern Auto, und ich hatte nichts dagegen gehabt. So konnte ich es mir auf dem Beifahrersitz bequem machen, die Landschaft genießen und mir Gedanken über den Fall machen, mit dem ich bald konfrontiert werden würde.

Ob es überhaupt ein Fall war, stand in den Sternen. Da musste man immer vorsichtig sein. Gerade bei diesen seltsamen UFO-Entführungen. Zu viel war bereits darüber geschrieben worden. Zu vieles hatte die Presse aufgebauscht. Ich hatte allerdings in den Staaten selbst erlebt, was passieren konnte und stand dem Fall deshalb nicht unbedingt ablehnend gegenüber. Ein richtiges Bild würde ich mir erst machen können, wenn ich mit Germaine Duc zusammengetroffen war.

Maxine hatte mir nicht mehr viel über sie erzählen können, was die Gegenwart betraf. Die beiden Schulfreundinnen hatten sich aus den Augen verloren, als jede ihren eigenen Weg gegangen war. Ein paar Briefe, Telefonate, die später auch seltener wurden, das war alles. So war Maxine ebenso gespannt wie ich.

Irland ist ein relativ leeres Land. Es gibt nicht viele große Städte. Dublin, Cork, vielleicht auch Linmerick, damit hatte es sich schon. Man nennt Irland die Grüne Insel, das stimmte zu dieser winterlichen Zeit nicht mehr so ganz. Auch hier hatte der Herbst Spuren hinterlassen, war grauer und irgendwie toter geworden. Wir fuhren durch eine Berglandschaft in Richtung

Süden. Kein Hochgebirge, aber doch interessant. Nicht lieblich, aber rau.

Wir passierten einen Ort mit dem Namen Hollywood. Ich musste lächeln und daran denken, dass Hollywood Stechpalme heißt. Und Fahnen wuchsen tatsächlich auf der Insel, in der südlichen Gegend, die vom Golfstrom beeinflusst wird.

Wir konnten auf der breiten und gut zu befahrenden Straße bleiben und mussten irgendwann nur links ab.

Zu reden hatten wir genug. Max wollte wissen, wie es mir ergangen war. Ich erzählte ihr so einige Dinge, die ich in der Zwischenzeit erlebt hatte, und sie konnte nur den Kopf schütteln.

»Dass es gleich dich immer trifft, John!«

»Es ist mein Job und zugleich mein Schicksal.«

»Der Sohn des Lichts - oder?«

»Das denke ich auch.«

Sie nickte und wir überholten einen Lastwagen. »Und zugleich der Erbe eines wunderbaren Kreuzes. Darauf kannst du schon stolz sein, John. Verflixt stolz.«

»Ich bin es auch«, erklärte ich. »Nur vergisst man es leider zu oft. Aber das ist menschlich.«

»Klar.«

Wir sprachen auch über Carlotta, der es gut ging, aber wichtiger war die Gegenwart und da gab es eben Germaine Duc mit ihrem Sohn, der von unheimlichen Gestalten entführt und auch zurückgebracht worden war. Warum man sich gerade ihn ausgesucht hatte, konnte mir Maxine auch nicht sagen. Sie hatte ihre Freundin zwar danach gefragt, doch keine zufriedenstellende Antwort erhalten.

Allerdings hielt sie Germaine auch nicht für eine Lügnerin. Sie stand unter Druck und deshalb hatte Maxine auch zugesagt.

Der Himmel öffnete sich. Den Eindruck konnte man zumindest haben, wenn im suppigen Grau irgendwelche Lücken erschienen und die durch ein helles Licht ausgefüllt waren.

Es war nicht zu kalt. Die Temperatur lag über Null. Da hatte ich in London schon eine andere Kälte erlebt, denn in diesem Jahr war der Winter früh gekommen.

Die Abzweigung in Richtung Kiltegan konnte nicht übersehen werden. Auf einem Schild lasen wir den Ortsnamen, und um Maxines Lippen huschte ein schnelles Lächeln. »Jetzt haben wir es nicht mehr weit. Komisch«, sagte sie dann noch und schüttelte den Kopf. »Ich bin richtig aufgereggt.«

»Warum?«

Sie musste lachen. »Das ist bald wie Weihnachten. Mal sehen, welche Bescherung uns ins Haus steht.«

»Hoffentlich keine böse.«

»Daran kann ich leider nicht glauben.«

Wieder umgab uns die Einsamkeit des Landes. Weg von den größeren Städten reduzierte sich der Verkehr auf ein Minimum. Hügel, Steinwälle, schmale Pfade, Schafe, deren dickes Winterfell kuschelig aussah, standen auf den Weiden und fraßen ohne Unterlass. Vögel zogen ihre Kreise über unserem Wagen und der Himmel bekam immer mehr eine blaue Farbtönung, die winterlich blass aussah.

Die Straße war schmäler geworden und auch vom Untergrund her nicht mehr so glatt. An manchen Stellen war sie mit einer Piste zu vergleichen, aber sie war auch wichtig, denn sie verband einige Ortschaften miteinander und hörte erst in der Nähe der Küste auf, wo das Land flach und auch grün war.

Schließlich erreichten wir Kiltegan. Ich musste daran denken, wie oft ich schon in fremde Dörfer hineingefahren war, die mich nicht gerade wie einen Helden empfangen hatten, sondern deren Bevölkerung ziemlich abweisend gewesen war, weil sich hinter den Fassaden oft genug etwas Unheimliches verbarg, das kein Fremder zu Gesicht bekommen sollte. Was mich hier erwartete, wusste ich nicht, doch ich rechnete mit allem, obwohl Germaine in diese Richtung hin nichts hatte verlauten lassen.

Wir mussten von der Straße abbiegen, die sich weiter vorn zwischen den Hügeln verlief.

Es war ein normaler Wochentag, aber in Kiltegan war das Leben irgendwie eingeschlafen. Auch besaß der Ort nicht unbedingt einen dichten Kern. Die Häuser waren von ihren Bewohnern praktisch willkürlich gebaut worden, denn sie hatten genügend Platz gehabt. Sie sahen nicht eben neu aus. Einige wirkten verfallen und in den grauen Fassaden zeigten sich Risse. Vor einigen bauten sich Steinmauern auf, um den Wind abzuhalten und die Kirche sah aus wie ein Klotz aus grauen Steinen.

Ich musste an die Insel Sylt denken, auf der ich noch vor kurzem gewesen war. Man konnte die Häuser dort mit diesen überhaupt nicht vergleichen, und es war auch zu sehen, dass die Menschen hier mit weniger Geld auskommen mussten.

Es war eine einsame Umgebung, in der ich nicht tot überm Zaun hängen wollte, wie man so schön sagt.

Maxine hatte das Tempo gedrosselt. Sehr langsam fuhren wir weiter und ich sah, dass sie den Kopf schüttelte.

»Denkst du über deine Freundin nach?«

»Genau, John. Ich frage mich, wie man hier nur wohnen kann. Aber anscheinend geht es. Und im Internet-Zeitalter ist sowieso alles irgendwie möglich. Da kann man auch von einem Schreibtisch in dieser Einsamkeit sein Geld verdienen.«

»Ein Vermögen scheint sie nicht gemacht zu haben.«

»Das bestimmt nicht«, erwiderte Max lachend.

Mir lag etwas anderes auf dem Herzen und ich ließ es heraus.
»Weißt du eigentlich, wo Germaine wohnt?«

»Nein. Und deshalb werden wir fragen.«

Der Cheerokee rumpelte jetzt noch langsamer über das holprige Pflaster hinweg und wurde neben einem Haus angehalten, vor dem ein Mann saß, ein Fahrrad aufgebockt hatte und sich um die Reifen kümmerte. Der Mann drehte sich um, als der Schatten des Jeeps über ihn fiel und blinzelte gegen

die blasser Sonne.

Maxine streckte ihren Kopf durch das Fenster und lächelte so freundlich wie sie konnte. »Hi und einen guten Tag. Ich hätte da mal eine Frage, Mister?«

Der Mann wischte seine Hände an einem Tuch ab und kam zögernd näher. »Ja, was ist denn?«

»Wir möchten jemanden besuchen, eine Freundin von mir. Sie heißt Germaine Duc. Können Sie uns sagen, wo sie wohnt?«

Ich hatte an Maxine vorbeigeschaut und den Mann beobachtet. Sie hatte nicht viel zu sagen brauchen. Schon nach den ersten Worten verdüsterte sich dessen Miene.

»Was wollen Sie denn von der?«

»Besuchen.«

Der Typ presste die Lippen zusammen. Er war noch jünger. Seine Haare hingen bis zu den Schultern, die Augen wirkten klein und zusammengekniffen. »Weiter hoch. Aber überlegen Sie es sich. Germaine wird bald nicht mehr hier sein.«

»Wieso?«

»Sie zieht aus.«

»Das wusste ich nicht.«

»Ist auch neu. Wir wollen Sie nicht mehr, und Ihre Freunde sind uns auch nicht gerade willkommen. Sie verstehen, was ich meine.«

Ich mischte mich ein und sprach an Maxine vorbei. »He, warum so abweisend? Germaine hat recht lange hier in Kiltegan gelebt.«

»Das ist bald vorbei.«

»Scheint mir auch so zu sein.«

»Und wo finden wir sie?«, hakte Maxine nach.

»Fahren Sie weiter hoch. Ziemlich am Ende auf der rechten Seite. Aber bleiben Sie nicht zu lange.« Mehr sagte er nicht, drehte sich um und kümmerte sich wieder um sein Rad.

Maxine schaute mich an. Dabei hob sie die Schultern. »Sind

alle Iren so unfreundlich?«

»Nein, nur wenn Sie einen Grund haben.«

»Gibt es den denn?«

Ich lächelte hintergründig. »Hätte deine Freundin dich sonst angerufen?«

»Das stimmt auch wieder.«

Für uns ging die Fahrt weiter. Ich rechnete damit, dass sich unsere Ankunft blitzschnell im Ort herumsprechen würde und wir die Bewohner nicht eben zu unseren Freunden rechnen konnten. Für mich stand ferner fest, dass sich hier etwas zusammenbraute, darüber konnte auch der winterliche Sonnenschein nicht hinwegtäuschen.

Der Weg führte tatsächlich leicht bergan. Wir bekamen Sicht auf eine große Schafweide mit den dunklen Ställen dahinter. Weiter im Süden standen einige Felsberge wie bizarre, heruntergelassene Gardinen, gegen die noch das helle Licht der Sonne tupfte. Das Gras hatte seine Farbe verändert und sah aus wie ein grauer Teppich.

Maxines Gesicht hatte einen nachdenklichen Ausdruck angenommen. Auch für sie stand jetzt fest, dass wir hier in Kiltegan Probleme bekommen konnten. Bevor sie allerdings etwas sagte oder ich eine Frage stellen konnte, lachte sie auf und wies mit der Hand nach vorn.

»Da ist Germaine. Sie muss uns bereits gesehen haben.«

Maxine meinte damit eine Frau, die ihr Haus verlassen hatte, auf der Straße stand und winkte. Schon aus der Entfernung war zu erkennen, dass sie blondes Haar besaß, mit dem der Wind spielte. Sie trug einen hellen Pullover und eine etwas dunklere Hose und sie schien erleichtert zu sein, uns endlich zu sehen.

»Das tut gut, John.«

»Wieso?«

»Na ja, ich hatte mir unsere Ankunft schlimmer vorgestellt.«

»Wie denn?«

»Dass Germaine seelisch krank im Bett liegen würde, weil sie

all das nicht so verkraftet hat. Aber ich scheine mich geirrt zu haben. Und das ist auch gut so.«

Wir hatten kaum gehalten, als Germaine Duc bereits die Fahrertür aufriss und ihre alte Freundin fast aus dem Wagen zerrte. Beide Frauen umarmten sich, so dass ich mir Zeit lassen konnte, den Jeep in aller Ruhe zu verlassen.

Schließlich wurde auch ich vorgestellt und ebenfalls umarmt. Germaine Duc war mir von Beginn an sympathisch. Sie hatte einen offenen Blick, aber das Lächeln wirkte schon ein wenig aufgesetzt, und es war auch zu sehen, dass sie geweint hatte. Sie war etwas kleiner als Max, dafür rundlicher, trug die Haare länger und hatte sich einige Strähnen in das dunkle Blond hineinfärben lassen, die wie graue Fäden wirkten.

Ihr Haus war nicht groß, aber es unterschied sich doch etwas von den meisten anderen, die wir gesehen hatten. Auf mich wirkte es gepfleger. Die Außenseiten waren hell gestrichen worden und Risse in den Mauern sah ich nicht. Auch das Dach war in Ordnung. Dort reihten sich kleine, graue Dachpfannen aneinander.

Maxine bestand darauf, dass Germaine und ich uns duzten und dann gingen wir endlich ins Haus.

Ich ließ die beiden Frauen vorgehen, die miteinander sprachen und zu stark mit sich selbst beschäftigt waren, als dass sie für die Umgebung einen Blick gehabt hätten.

Ich hatte die Aussagen des Fahrradflickers nicht vergessen, drehte mich und schaute noch mal zurück.

Da stand er.

Und er war nicht allein.

Vier Männer hatten sich auf der Straße versammelt und blickten hoch zum Haus hin. Selbst im Licht der Sonne wirkte ihre Haltung feindlich und aggressiv.

Mit einem Kommentar hielt ich mich zurück und folgte den beiden Frauen ins Haus, wo es nach Kaffee duftete und auch nach frischem Gebäck, das in zwei Schalen verteilt auf dem

Tisch im Wohnzimmer stand.

Maxine und Germaine setzten sich zusammen auf die Couch. Für mich blieb ein Sessel übrig. Wir hatten die Reise hinter uns, waren am Ziel, angelangt, und jetzt war ich gespannt, wie es weitergehen würde ...«

Der Kaffee war gut, das Kleingebäck schmeckte ebenfalls und in der ersten halben Stunde redeten nur die beiden Frauen über alte Zeiten und wie toll sie doch gewesen waren. Die Vergangenheit sieht in der Rückschau immer verklärter aus. Da ich mich aus dem Gespräch heraushielte, konnte ich mir das Wohnzimmer anschauen, das mit hellen gemütlichen Möbeln eingerichtet war.

Dass Germaine einen Sohn hatte, darüber wurde nicht geredet und Kevin tauchte auch nicht auf. Es konnte sein, dass er in der Schule war und erst später zurückkam, aber ich wollte meine Neugierde nicht zu offen zeigen und hielt deshalb den Mund.

Schließlich kamen wir doch auf das eigentliche Thema zu sprechen, und es war Maxine, die den Anstoß gab. Sie schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und erzählte dann, was wir auf der Hinfahrt bereits im Ort gehört hatten.

»Willst du hier wirklich wegziehen, Germaine?«

»Nein und ja. Ich muss.«

»Wieso?«

Germaine beugte sich vor. »Man will mich nicht mehr hier im Ort haben. Ich soll weg. Raus. Der Bürgermeister hat mir bereits ein Angebot gemacht. Er will mein Haus kaufen, und ich soll so schnell wie möglich ausziehen, und das noch in diesem Jahr.« Sie nickte uns heftig zu. »So sieht die Sache aus.«

»Das habe ich nicht gewusst«, flüsterte Maxine und war etwas blass geworden.

»Es ist aber so.«

Als die beiden Frauen schwiegen, stellte ich die Frage. »Und was sind die Gründe? Warum will man dich nicht mehr hier im

Ort haben? Du hast doch schon über Jahre hier gewohnt.«

»Das ist alles wahr«, stimmte sie mir zu. »Ich wohnte da auch mit meinem Mann und mit Kevin. Aber mein Gatte ist verschwunden. Er ging und kam nicht mehr zurück. Er wird wohl irgendwo auf einer Insel in der Südsee zu finden sein.«

»Er hat dich einfach im Stich gelassen?«

»So ist es, John.«

»Und warum hat er das getan? Ich meine, es geht doch niemand weg, ohne irgendeinen Grund zu haben.«

»Ist die Frage nicht zu intim, John?«

»Nein, Maxine«, stand Germaine mir zur Seite, »das ist sie nicht. Sie ist sogar sehr wichtig. Ich will es kurz machen. Ralph hat schon immer den Verdacht gehabt, dass Kevin nicht von ihm ist, und damit liegt er nicht mal so falsch.«

»Ach!«, wunderte sich Maxine.

»So etwas passiert in den besten Familien«, kommentierte ich und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

»Das ist alles richtig«, erklärte Germaine. »Aber bei mir ist es trotzdem anders gelaufen. Nun ja, ich bin«, sie wurde etwas verlegen und senkte den Kopf. »Man kann sagen, dass ich unfruchtbar bin. Genau, ich kann keine Kinder bekommen.«

»Und trotzdem gibt es Kevin?«

»Ja, Max.«

»Wieso?«

Die Antwort fiel Germaine schwer. Sie musste sich erst räuspern und dann nachdenken. »Es gibt Kevin. Ich kann ihn ja nicht wegbeamten. Ich habe ihn großgezogen ...« Sie hob die Schultern, und ihre Stimme sackte plötzlich weg.

Es war kein guter Zeitpunkt, um weitere Fragen zu stellen, deshalb warteten wir ab.

Germaine Duc stand mit einer ruckartigen Bewegung auf und sagte: »Ich glaube, ich brauche jetzt einen Whisky. Das ist zwar nicht die richtige Zeit, um Alkohol zu trinken, aber jetzt wird er mit gut tun. Möchte einer von euch auch ...«

Wir lehnten beide ab.

Germaine ging zum Schrank. Sie drehte uns den Rücken zu und konnte nicht sehen, welche Blicke wir uns zuworfene. In Maxines Augen sah ich sogar einen ängstlichen Ausdruck.

Sie kehrte mit einem gut gefüllten Glas zurück und nahm wieder neben Maxine Platz. Zwei Schlucke trank sie, bevor sie sich entschieden hatte, etwas zu sagen.

»Noch mal, ich bin unfruchtbar und habe trotzdem ein Kind bekommen. Mein Mann hat es damals nicht so kapiert. Er hat sich sogar gefreut. Später jedoch dachte er nach und da konnte ich mit dem Geständnis nicht mehr länger hinter dem Berg halten.«

Maxine rutschte unruhig hin und her. »Kennt er denn den Vater?«

»Nein. Ich kenne ihn ja selbst nicht.«

»Wieso das?«

Germaine blickte ihre Freundin an. Ihre Augen zuckten, die Lippen ebenfalls und einen Moment später brach das Geständnis aus ihr hervor. »Kevins Vater ist nicht von dieser Welt. Er ist... er ist... ein Außerirdischer ...«

Das also war es!

Keiner von uns bewegte sich. Niemand war in der Lage, auch nur ein Wort zu sagen. Wir kamen uns plötzlich vor, als säßen wir in einem luftverdünnten Raum und alles um uns herum war plötzlich anders geworden.

Maxine Wells hatte die linke Hand vor ihren Mund gelegt, als wollte sie mit Gewalt verhindern, dass ihr irgendein unbedachtes Wort entglitt. Auch ich sagte nichts und hatte das Gefühl, über dem Sessel zu schweben.

Es war plötzlich so still geworden. Ich hörte mein Herz überlaut schlagen, und den anderen beiden erging es bestimmt

ebenso. Wir wirkten wie vor die Wand gelaufen und kamen erst allmählich dazu, unsere Gedanken zu sortieren.

Es stimmt also doch! Ich wollte Germaine nicht als Lügnerin oder Fantastin hinstellen, denn zu viel hatte ich bereits erlebt und wusste, dass die unmöglichsten Dinge zur Wahrheit werden konnten. Vorgänge, an die man im Traum nicht gedacht hatte.

Maxine gab keinen Kommentar ab. Sie war in ihre eigenen Gedanken versunken und reagierte auch nicht, als ich schließlich eine Frage stellte. »Du bist ganz sicher, dass dir das widerfahren ist, Germaine?«

»Ja, sonst hätte ich es nicht gesagt. Ich habe dieses Geheimnis lange für mich behalten. Und wer Kevin sieht, der käme nie auf den Gedanken, dass sein Vater ...«, sie stockte, »... dass sein Vater ein Außerirdischer ist. Jemand, der nicht von dieser Welt stammt. Das ist alles so unbegreiflich und hört sich an wie aus einem Zukunftsroman, aber es ist die reine Wahrheit.«

»Ja«, sagte ich, »das glaube ich schon. Kannst du dich daran erinnern wie es damals gewesen war?«

»Ja und nein«, flüsterte sie. »Jedenfalls gab es viel, sehr viel Licht. Und aus dem Licht erschienen die Schatten. Sie sahen aus wie Menschen, aber sie waren keine Menschen. Sie waren Wesen aus der Unendlichkeit. Von einem anderen Stern, wie auch immer. Sie haben mich mitgenommen. Fragen Sie mich nicht nach dem Raumschiff, denn es blieb das Licht. Ich schwebte, ich war weg, ich erlebte dann etwas irgendwo in Nirgendwo, an das ich mich ebenfalls nicht erinnern kann, jedenfalls brachte man mich wieder zurück, und ich bin im Bett aufgewacht. So ist das gewesen. Wenig später stellte ich fest, dass ich schwanger bin.« Sie nickte heftig vor sich hin. »Ja, ich habe meinen Mann belogen, ich habe ihm dieses Kind untergeschoben, aber was hätte ich denn tun sollen? Mir hätte doch niemand auf dieser verdammten Welt geglaubt!« Sie konnte nicht mehr, sackte zusammen, und Maxine rückte noch näher

an sie heran, um die Freundin zu umarmen. Sie brauchte jetzt Trost, es war wichtig, und ich ließ die beiden Frauen zunächst in Ruhe.

Ich schenkte mir Kaffee aus der Warmhaltekanne nach und trank ihn in langsamem Schlucken. Dieses Geständnis war in der Tat ein Schock gewesen, doch ich wusste auch, dass noch etwas folgen würde, wartete aber ab.

Maxine hatte ihrer alten Freundin ein Taschentuch gegeben. Germaine putzte sich die Nase, wischte auch die Augen trocken, lachte unecht auf und sagte mit stockender Stimme: »So, jetzt wisst ihr, was geschehen ist. Ich meine damit das Vorspiel.«

»Als dein Mann die Wahrheit erfuhr, ist er deshalb verschwunden?«, fragte ich.

»Ja.«

Maxine glaubte es nicht. »Du hast ihm von dem Außerirdischen berichtet, Germaine?«

»Das natürlich nicht. Ich werde mich hüten. Ich habe ihm nur gesagt, dass er nicht Kevins Vater ist. Ich wollte ihm viel erklären, aber er ist verschwunden. Ich kam hier zurecht. Ich fühlte mich sogar recht wohl. Kevin war für mich mein Ein und Alles. Er hat auch nie mehr nach seinem Vater gefragt, und es ging die Jahre über alles gut, bis sie eben zurückkehrten und sich Kevin holten. So wie sie es damals mit mir getan hatten. Sie holten ihn weg und brachten ihn wieder zurück. Was sie mit ihm anstellten, das weiß ich nicht. Ich habe Kevin danach gefragt, doch er hat mir nie Antwort gegeben. Er muss es vergessen haben und ich wies ihn darauf hin, dass er geträumt hatte. Es war am besten. So konnte er es gut verkraften.«

Auch Maxine hatte sich wieder gefangen. Sie atmete tief durch und sagte mit leiser Stimme: »Ich denke, dass sich Kevin auch verändert haben wird -oder?«

»Ja, das hat er. Er ist viel stiller geworden. In sich gekehrt. Je öfter er geholt wurde, um so mehr verstärkte sich dieser

Zustand. Das habe ich schon beobachten können.«

»Hast du dir Gedanken über das Ziel gemacht, das hinter den Entführungen stecken könnte?«, fragte die Tierärztin.

»Ja, habe ich. Ich glaube, dass sie ihn mir irgendwann endgültig wegnehmen werden. Es ist jetzt noch eine Testphase, meine ich. Sie werden ihn untersuchen, wenn sie mit ihm woanders sind. Irgendwann ist es dann so weit. Dann werden sie ihn behalten. Dann haben sie ihren Test abgeschlossen, und ich bin diejenige, die ihnen dazu verholfen hat. Verdammt noch mal, das kriege ich einfach nicht gebacken. Das ist zu hoch für mich. Das will ich auch nicht glauben. Ich habe immer wieder früher über solche Entführungen gelesen. Dass mir so etwas passieren könnte, daran habe ich nie im Leben gedacht. Aber es ist passiert!«, brach es aus ihr hervor. »Es ist so gewesen, und sie kehren auch immer wieder zurück. Wobei nicht nur ich sie gesehen habe, sondern auch die Menschen hier im Ort. Sie sahen das Licht. Sie haben sich ihre Gedanken auch deshalb gemacht, weil das Licht in der unmittelbaren Nähe meines Hauses zu sehen war. Einer ist sogar gestorben. Owen Donnel kam aus der Kneipe und lief in das Licht hinein. Sie haben nur noch hellen Staub und Reste von Knochen von ihm gefunden. Sie besitzen keine Beweise, aber sie geben mir die Schuld, weil das Licht ja in der Nähe meines Hauses gesehen worden ist. Und auch deshalb wollen sie mich aus dem Ort weghaben.«

»Würdest du denn gehen?«, fragte Maxine.

»Ja, das würde ich. Aber nicht so, verdammt. Ich will erst Klarheit haben. Ich will hier alles wieder ins Lot bekommen. Genau das muss es einfach sein.«

»Und Kevin?«

Germaine schaute ihre Freundin aus traurigen Augen an. »Ich will ihn nicht verlieren«, flüsterte sie. »Ich will ihn auf keinen Fall verlieren. Bitte, das ist... und ... ich wusste nicht, wie ich mir noch helfen sollte. Deshalb habe ich euch ja auch geholt. Ich brauche Hilfe. Ich habe mich an dich erinnert, Max. Ich

habe dich immer bewundert, wie du deinen Weg gegangen bist. Jetzt brauche ich nicht nur deine Hilfe, sondern auch deinen Rat.«

»Darauf kannst du dich verlassen«, erwiderte Maxine, schaute aber mich dabei an, weil sie erfahren wollte, wie es nun weitergehen sollte.

Einen Rat aus dem Handgelenk wusste ich ihr auch nicht zu geben. Deshalb sagte ich etwas schwammig: »Wir müssen abwarten.«

»Wie meinst du das?«

»Ich vermute, dass sie zurückkehren werden, um Kevin zu holen. Dann werden wir ...«

»John!«, unterbrach sie mich. »Du willst dich doch wohl nicht gegen irgendwelche Außerirdische stellen wollen. Das schaffst du nie.- Das ist... das ist ...«

»Hast du einen besseren Vorschlag?«, unterbrach ich sie.

»Das weiß ich nicht. Aber ich habe schon an Flucht gedacht. An das schnelle Verschwinden von hier.«

»Sie werden uns finden, wann immer sie wollen, wenn sie wirklich auf Kevin fixiert sind. Und das ist wohl der Fall, wenn ich es richtig sehe. Die Mutter ist nicht mehr interessant. Es geht ihnen jetzt einzig und allein um Kevin.«

Maxine senkte den Blick. »Ja, das kann ich mir auch vorstellen. Aber ich frage mich, weshalb sie ihn immer wieder zurückbringen? Was haben sie in der Zwischenzeit mit ihm gemacht?«

»Das kann ich dir auch nicht sagen. Sie werden ihn getestet haben. Was immer man sich darunter vorzustellen hat.«

»Mein Gott.« Maxine schüttelte sich. »Du sprichst, als hättest du das schon alles selbst erlebt.«

»Nicht so. Mein Fall oder meine Begegnung mit den Außerirdischen lief damals anders. Es ging dann hinein in die Magie. Aber dass Menschen zu Skeletten wurden, wenn sie in das Licht hineingerieten, das habe ich schon in den Staaten

mitbekommen. Es ist eine vertrackte Sache, das gebe ich zu.«

»Und ich frage mich, wie wir Germaine helfen können.«

Die Antwort rann mir glatt über die Zunge. »Zunächst mal, indem wir bei ihr sind. Das ist wichtig. Alles andere kannst du erst mal zurückstellen.«

»Wir müssen also warten.«

»Ja. Und es wäre auch wichtig, wenn wir Kevin kennen lernen würden. Möglicherweise kann er uns weiterhelfen. Es ist keine hundertprozentige Chance, aber immerhin ein Weg.«

»Ja, das wäre nicht schlecht.«

Es stand uns nicht zu, Kevin zu suchen. Es war ein fremdes Haus. Also musste uns Germaine helfen, die allerdings nichts sagte und stumm vor sich hinschaute.

Das Glas hatte sie nicht geleert. Es befand sich noch mehr als ein Drittel der goldbraunen Flüssigkeit darin. Sie bewegte ihre Lippen, sprach aber mehr mit sich selbst, und erst als ihr Maxine einen Arm um die Schulter legte, kam sie wieder zu sich.

»Es wird schon alles gut werden«, sagte die Tierärztin und lächelte sie an. »Aber wir müssen auch einiges dafür tun, Germaine.«

»Was denn?«

»Es könnte wichtig sein, wenn wir einige Sätze mit deinem Sohn wechseln.«

Sie zuckte leicht zusammen. »Mit Kevin?«

»Ja, mit wem sonst?«

»Das ist nicht möglich.«

»Warum nicht? Was spricht dagegen?«

»Das will ich dir sagen: Er ... er ... wird nichts sagen. Er wird sich zurückhalten. Er möchte nicht darüber reden.«

»Das weißt du genau?«

»Ja, denn ich habe es ein paar Mal versucht. Er ist dann verstockt. Liegt in seinem Bett und ... und ... schweigt. Ja, er schweigt, auch wenn ich ihn etwas frage.«

Ich mischte mich ein und sagte mit leiser Stimme: »Aber Kevin ist die Hauptperson in diesem Fall, Germaine.

Vielleicht eröffnet sich durch seine Aussagen eine Lösung. Das kann man alles nie wissen, aber wir müssen es versuchen.« Germaine schwieg.

»Wo ist Kevin jetzt?«, fragte Max.

»In seinem Zimmer.«

»Dann hol ihn bitte.«

»Nein«, sagte ich, »das wird wohl nicht nötig sein.« Ich hatte gesehen, dass die Tür zum Wohnzimmer ganz aufgestoßen wurde. Bevor sie den Gummistopper erreichte, erschien die Gestalt eines Jungen im Schlafanzug auf der Schwelle.

Es war Kevin Duc!

Wir sahen den Jungen zum ersten Mal.

Bisher hatten wir uns keine Gedanken über sein Aussehen gemacht, weil seine Mutter in ihren Erzählungen von einem ganz normalen Jungen ausgegangen war, aber ich suchte unbewusst nach irgendwelchen Hinweisen, die diese Entführungen bei ihm hinterlassen haben könnten.

Ich fand keine. Kevin sah aus wie jeder andere Junge in seinem Alter. Vielleicht war er etwas blasser. Seine braunen Haare passten in der Farbe zu den Augen. Er bewegte den Kopf, aber er sagte nichts. Irgendwie kam er mir leicht verschlafen vor. Möglicherweise war er auch verstört.

Germaine Duc hielt es nicht mehr auf ihrem Platz. Sie stand auf und lief auf ihren Sohn zu, den sie dann in die Arme schloss.

»Bitte, Kevin, ich habe dir doch gesagt, dass du liegen bleiben sollst. Ruh dich aus, mein Junge. Es ist wirklich besser für dich. Du musst wieder zu Kräften kommen.«

Die Frau drehte Max und mir den Rücken zu. Sie hatte ihren

Sohn so umschlungen, dass er an ihr vorbeischauen konnte und so fiel unser Blick automatisch in sein Gesicht, dessen Ausdruck ein gewisses Desinteresse oder eine Leere zeigte, die auch der Tierärztin nicht verborgen blieb. Sie schüttelte leicht den Kopf und sprach mich flüsternd an.

»Irgendetwas stimmt mit Kevin nicht, John. Das sehe ich ihm an. Da brauche ich auch keine Fachfrau zu sein. Er scheint schon Probleme zu haben.«

»Bei dem, was hinter ihm liegt, kein Wunder.«

»Das wird sich noch herausstellen. Hoffentlich können wir mit ihm sprechen.«

»Abwarten.«

»Ich habe Besuch, Kevin. Es sind alte Freunde von mir. Und sie sind gekommen, um uns zu helfen, wenn es kritisch wird. Ist das nicht toll?«

Kevin sagte nichts.

Seine Mutter gab trotzdem nicht auf. »Willst du sie nicht kennen lernen? Da ist einmal Maxine Wells. Ich kenne sie noch aus der Schule und habe dir bestimmt schon von ihr erzählt. Und der Mann dort, das ist John Sinclair. Er ist ein Freund von Maxine. Die beiden haben einen langen Weg hinter sich.«

»Warum sollen sie uns helfen?«

Kevin hatte zum ersten Mal gesprochen. Seine Stimme klang nicht besonders kräftig. Sie war eher schwach zu hören und sein Blick erhielt einen misstrauischen Ausdruck.

»Muss ich dir das erklären? Du weißt doch, dass du diese schlimmen Träume hast. Und auch hier in Kiltegan stehen nicht alle Menschen auf unserer Seite. Da ist es schon besser, wenn man Freunde hat. Verstehst du das, Kevin?«

»Das weiß ich nicht. Aber es ist ja nicht schlimm, wenn sie hier sind.«

Die Antwort hatte seiner Mutter gefallen. Sie ließ Kevin los und blieb in seiner Nähe, als sie sich wieder zu uns hindrehte.

Sie stellte uns vor und mein Lächeln wirkte etwas gequält. Nicht das der Tierärztin. Sie besaß eine natürliche Herzlichkeit. Nun ja, sie war eben eine Frau.

»Ich habe Durst.«

»Warte, ich hole dir etwas zu trinken. Germaine warf uns einen raschen Blick zu, bevor sie das Zimmer verließ und in der Küche verschwand. So blieben wir mit Kevin zurück, der noch immer auf der Stelle stand und wie bestellt und nicht abgeholt wirkte. Er machte einen sehr unsicheren Eindruck.

Das wollte Maxine verändern. Deshalb stand sie auf und ging zu ihm hin. Sie setzte sich auf die Armlehne der Couch in seiner Nähe und nickte ihm zu.

»Deine Mutter und ich sind alte Freundinnen. Sie hat mir viel über dich erzählt. Wir beide haben uns schon gekannt, da waren wir in deinem Alter. Stell dir das mal vor, Junge.«

»Kann sein.«

»Ich weiß viel über dich.«

Er zuckte die Achseln.

Es war zu sehen, dass er Desinteresse zeigte. Er schaute Maxine Wells auch gar nicht an. Sein Blick war ins Leere gerichtet. Es schien ihn nicht zu interessieren, ob er nun angesprochen wurde oder man ihn in Ruhe ließ.

»Ich weiß auch etwas über deine Träume, Kevin.«

»Es sind keine Träume.«

Maxine tat erstaunt. »Nein, nicht? Aber deine Mutter hat gesagt, dass du in der letzten Zeit so schlecht träumst.«

»Dann hat sie gelogen!«, erklärte Kevin. »Das habe ich ihr auch gesagt. Ich habe nicht so schlecht geträumt. Ich habe überhaupt nicht geträumt. Das ist alles so gewesen wie es schon öfter war. Ich... ich... bin kein Träumer.«

»Ach ja? Dann hast du das alles wirklich erlebt? Das, was du immer deiner Mutter erzählst?«

»Ja, habe ich.«

»Und wo?«

»Weit weg. Ganz weit weg. Oben, irgendwo oben. Ich kann es nicht sagen. Ich habe es gespürt. Manchmal war es so kalt. Und dann hatte ich Kopfschmerzen.«

Germaine Duc kehrte zurück. Mit einem Blick hatte sie die Veränderung wahrgenommen. Auf ihrer Stirn erschien eine senkrechte Falte. Es schien ihr nicht zu passen, dass wir uns mit ihrem Sohn ohne ihr Beisein unterhalten hatten.

»Was ist denn passiert?«, fragte sie.

»Nichts, Germaine. Kevin und ich haben uns nur unterhalten. Das ist alles.«

»Was hat er gesagt?«

»Er sprach über seine angeblichen Träume.« Max räusperte sich. »Aber seiner Meinung nach sind es keine Träume gewesen, sondern die reine Wahrheit. Was ich da denken soll, weiß ich auch nicht. Ich denke, wir sollten da nachhaken.«

Germaine hob die Schultern, Sie sagte nichts mehr und reichte ihrem Sohn ein hohes und mit Orangensaft gefülltes Glas, das er auf einen Zug fast bis zur Hälfte leer trank. Er hielt es fest, drehte sich dann auf der Stelle und ging weg.

»Wo willst du denn hin?«, rief Germaine.

»Ich will in mein Zimmer.«

»Dann ist es gut.«

Das passte uns zwar nicht, aber vorläufig konnten wir nichts daran machen und wollten den Jungen auch nicht verschrecken. Als er außer Hörweite war, sagte Maxine zu ihrer Freundin: »Ich glaube nicht, dass das gut gewesen ist.«

»Wieso? Was willst du von ihm?«

»Es liegt auf der Hand, Germaine. Wenn uns jemand Auskunft geben kann, dann ist es dein Sohn und keiner sonst. Er hat schließlich diese Dramen erlebt, die für dich nur Träume sind. Jedenfalls hast du sie dem Jungen so näher gebracht.«

»Ja und?«

»Nichts und, meine Liebe. Du kannst ihn nicht vor uns abschirmen. Er muss die Wahrheit sagen. Er muss über seine

Erlebnisse und Empfindungen reden.« Maxine warf mir einen Blick zu, weil sie meine Meinung ebenfalls hören wollte.

Ich nickte zunächst und sagte dann mit möglichst ruhig klingender Stimme: »Es ist wirklich besser, wenn wir uns mit Kevin beschäftigen und ihn nach seinen Erlebnissen fragen. Nur wenn wir Informationen besitzen, können wir etwas unternehmen.«

Germaine Duc schaute mich an, ohne etwas zu sagen. Ich sah, wie es in ihr arbeitete. Sie war die typische Mutter, die nur das Wohl ihres Kindes im Blick hatte. Jetzt befand sie sich in einer Zwickmühle. Wenn sie uns ließ, dann würde in Kevin alles wieder aufgewühlt werden. Dann durchlebte er seine Träume möglicherweise noch mal und das wollte sie nicht, was man ja verstehen konnte.

Wir aber waren gekommen, um Licht in einen sehr rätselhaften Fall hineinzubringen und dafür brauchten wir die Aussagen des Jungen unbedingt. Das musste auch die Mutter einsehen.

Ich fühlte mich in diesem Haus mehr als Gast und hielt zunächst meinen Mund. Außerdem hatte Maxine Wells genügend Einfühlungsvermögen, um mit diesen Problemen zurechtzukommen. Sie ging auf ihre Freundin zu, blieb dicht vor ihr stehen und legte ihr die Hände auf die Schultern. »Ich bitte dich, Germaine, du musst jetzt über deinen eigenen Schatten springen. Ich weiß, dass es dir nicht leicht fällt. Mir würde das ebenso ergehen. Aber es kommt jetzt auf Kevin an. Auf ihn allein. Nur er kann uns weiterhelfen, denn er ist derjenige, den wir als einzigen Zeugen für diese Entführungen haben. Es ging den Fremden ja um ihn. Du bist vorerst aus dem Schneider, wobei ich nicht glaube, dass dies für immer ist, Germaine. Es kann durchaus sein, dass man sich wieder an dich erinnert, und dann steckt ihr beide fest.«

Germaine kämpfte mit sich. Sie fuhr durch ihr Haar. Sie schluckte. Sie dachte nach und flüsterte. »Ich möchte Kevin keine unnötigen Qualen zumuten. Verstehst du das?«

»Ja, das ist mir klar, Germaine. Aber was sein muss, das muss. Es ist manchmal so verdammt schwer. Darum kommen wir nicht herum. Bitte, sei vernünftig.«

Sie schaute zu Boden und konnte sich noch keine Antwort abringen.

»Dieser Meinung ist auch John Sinclair.«

Germaine schaute mich an. »Stimmt das?«

»Hundertprozentig.«

Germaine stöhnte auf. »Es ist schwer«, sagte sie leise, »so verdammt schwer. Das müsst ihr mir glauben. Ich habe wirklich große Probleme damit. Ihr wisst ja nicht, wie er sich am Morgen danach benommen hat, wenn er wach wurde. Das war manchmal unerträglich. Die haben einen großen Druck bei ihm hinterlassen.«

»Keiner bezweifelt das«, sagte ich, »aber jetzt müssen wir etwas unternehmen, Germaine. Es gibt keinen anderen Weg. Tut mir Leid für dich.«

»Aber wir können doch warten.«

»Worauf?«

»Darauf, dass sie kommen. Sie sind in der nächsten Nacht bestimmt wieder unterwegs und ...«

»Das hat mit dem anderen nichts zu tun, Germaine. Wir müssen schon vorbauen, um nicht zu überrascht zu werden.«

Sie überlegte jetzt nicht mehr. »Aber versprecht mir, dass ihr behutsam mit Kevin umgeht. Auch wenn es nicht so aussehen mag, der Junge ist sehr sensibel. Er zieht sich immer alles sofort an. Das ist wichtig.«

»Keine Sorge«, sagte Maxine und lächelte ihr zu. »Du wirst schließlich dabei sein.«

»Ja, das möchte ich auch.«

Tief durchatmen. Es tat gut, dass wir die Dinge ins rechte Lot gebracht hatten. Ich drehte mich um, weil ich noch einen Blick durch das Fenster werfen wollte. Mir fiel die huschende Bewegung auf der Straße auf. Ein Schatten, der schnell

verschwand. Wobei es sicherlich kein Außerirdischer war, sondern jemand, der das Haus beobachtete. Ich hatte nicht vergessen, wie wenig freundlich man über Mutter und Sohn gesprochen hatte. Und das Angebot des Hauskaufs kam auch nicht von ungefähr. Hier braute sich etwas über Germaines Kopf zusammen, und es war nicht nur der Ärger um die geheimnisvollen Wesen.

Ich ging zum Fenster, blickte hinaus, drehte dabei auch den Kopf, doch ich sah nichts, was verdächtig gewesen wäre. Es blieb alles so wie es war auf der Straße.

»Probleme, John?«, fragte Max.

»Nein, nein, nicht wirklich.«

Als ich mich drehte, sah ich ihren Blick, und der sagte mir, dass sie mir nicht glaubte.

Wir blieben nicht mehr länger im Wohnzimmer, sondern gingen in Richtung Kinderzimmer. Germaine Duc hatte die Führung übernommen. Dass sie sich nicht wohl fühlte, war zu sehen, denn sie bewegte sich steif. Ihre Haltung drückte aus, dass sie sich innerlich gegen die Vorgänge stemmte, aber sie konnte eben nichts unternehmen.

»Eigentlich schläft er ja oben«, erklärte uns Germaine, »aber ich habe ihm im Gästezimmer sein Bett zurechtgemacht, wenn er sich am Morgen noch mal hinlegen will. Am Abend ist das anders. Da liegt mein Schlafzimmer nebenan.«

Die Tür zum Gästezimmer war geschlossen. Germaine hatte die Tür kaum geöffnet, da merkten wir den kalten Luftzug, der uns entgegenwehte. Im Gesicht traf er uns und ich schaltete meine Sinne auf Alarm.

Hinter den beiden Frauen betrat ich den Raum.

»Was ist das denn?«, keuchte Germaine.

Sie sprach nicht mehr weiter. Ihr Gesicht hatte einen staunenden Ausdruck angenommen.

Zu erklären brauchte niemand etwas. Wir sahen es mit den eigenen Augen. Kevin hielt sich nicht mehr im Zimmer auf. Er

war durch das offene Fenster entwischt...

»Nein ... nein ...« Die beiden Worte rutschten Germaine über die Lippen, und sie war blass wie die berühmte Kalkwand geworden. Was sich jetzt in ihrem Kopf abspielte, war leicht auszurechnen, da brauchte man wirklich kein großer Künstler zu sein.

Als sie zu zittern begann, legte Maxine beide Hände auf ihre Schultern und beruhigte sie mit leise gesprochenen Worten.

Ich war sofort am offenen Fenster und beugte mich nach draußen. Dieser Teil des Hauses lag auf der Rückseite und hier sah die Landschaft ganz anders aus. Es gab keine Häuser, keine Menschen, sondern einfach nur die Landschaft, die sich in der winterlichen Kahlheit präsentierte. Hinter dem wilden Garten zog sich ein flacher Hügel in die Höhe. Nicht weit entfernt stand ein alter Schuppen, der aussah, als würde er jeden Moment zusammenbrechen. Ob Kevin ihn sich als Versteck ausgesucht hatte, wusste ich nicht. Ich würde allerdings nachschauen.

Als ich mich drehte, standen die beiden Frauen noch immer beisammen. Sie sahen, dass ich sie anschauten und Germaine nahm meinen Blick wohl als eine Aufforderung wahr.

»Ich ... ich ... kann dir nicht sagen, wohin Kevin gelaufen ist. Das hat er noch nie getan. Das ist mir auch völlig rätselhaft.« Sie hob die Schultern. »Ich bin wirklich überfragt.« Sie verdrehte die Augen. »Außerdem hat er nur einen Schlafanzug an.«

»Das glaube ich nicht,« sagte ich und deutete auf die offene Tür eines schmalen Kleiderschranks, die mir aufgefallen war. »Ich denke schon, dass Kevin sich der Witterung entsprechend angezogen hat. Er ist dann eben weggelaufen.«

»Ja, das stimmt. Aber wohin?«

»Keine Ahnung. Das heißtt, da habe ich einen Schuppen gesehen. Kann es sein, dass er sich dort aufhält?«

»Was soll er denn da? Das alte Ding gehört nicht zu uns. Das ist ein alter Schafstall.«

Maxine Wells war an den Kleiderschrank getreten und hatte die Tür vollends aufgezogen. Sie warf einen Blick in den Schrank. »Sieht ganz so aus, als hätte Kevin in aller Hast einige Klamotten von den Bügeln gerissen. Erst danach ist er verschwunden.«

Germaine setzte sich auf die Bettkante. »Verdammt, warum hat er das getan? Warum das alles? Ich kann es nicht fassen. Das ist doch der reine Wahnsinn.«

»Aber es ist passiert. Und es ist müßig, sich weiterhin darüber Gedanken zu machen.« Maxine strich ihr tröstend über das Haar und wandte sich an mich.

»Kannst du dir einen Reim darauf machen, John?«

»Nein, zunächst nicht.«

»Aber ich.«

»Und?«

Maxine blieb neben mir stehen und schaute ins Leere. Mit recht leiser Stimme sagte sie: »Der Junge muss Angst vor uns bekommen haben. Etwas anderes kann ich mir nicht denken. Er hat uns gesehen, und er wusste auch, weshalb wir kamen. Um unseren Fragen zu entgehen ist er geflohen, und er hat dabei sogar seine Mutter im Stich gelassen.«

»Das ist eine Möglichkeit«, gab ich zu.

»Aber sie gefällt dir nicht, wie?«

Ich verzog den Mund zu einem Lächeln. »Nein, nicht so richtig. Ich kann mir auch vorstellen, dass er sich nicht freiwillig aus dem Staub gemacht hat. Man könnte ihn gezwungen haben. Jemand hat darauf bestanden, dass er verschwindet.«

»Und wer?«

»Das weißt du genau, Max.«

»Verdammt, ich will es nicht glauben, John. Nicht an diese

Fremden oder Besucher. Ich ... ich ... kann es mir noch nicht vorstellen. Das ist alles so fremd für mich.«

»Carlotta war dir auch mal fremd.«

»Ja, ich weiß. Damit habe ich noch heute meine Probleme. Ich bin mehr die Naturwissenschaftlerin, und ich habe noch immer Probleme mit den Dingen, die für mich nicht rational erklärbar sind. Und das sind diese Fremden oder Außerirdischen beileibe nicht.«

»Das stimmt alles, Max. Nichtsdestotrotz werden wir handeln müssen.«

»Wir suchen den Jungen.«

»Klar, aber nicht du. Ich werde mich auf die Suche machen. Es ist besser, wenn du bei deiner Freundin bleibst und auf sie Acht gibst. Ich möchte nämlich nicht, dass sie durchdreht und sich irgendetwas antut...«

»Wie meinst du das denn?«

Ich winkte ab. »Es war vielleicht falsch ausgedrückt. Aber es ist verständlich, wenn sie den Überblick verloren hat. Ich kann das zwar nicht nachvollziehen, aber ich denke schon, dass sie nicht so reagiert wie normal.«

»Ja, das mag stimmen.«

»Dann bleibe bei ihr.«

»Und wo willst du Kevin suchen?«

Ich schaute für einen Moment gedankenschwer durch das Fenster ins Freie. »Vorstellbar für mich ist, dass er nicht weit weggelaufen ist. Was sollte ihm das bringen? Ich gehe noch immer davon aus, dass er sich in der Nähe aufhält. Er wird sich versteckt halten, um zu warten, dass wir wieder verschwinden.«

»Das kann aber dauern.«

»Weiß ich. Kevin befindet sich in einer extremen Lage, Max. Da macht man schon Dinge, die eigentlich nicht nachvollziehbar sind. So jedenfalls sehe ich das.«

»Okay, wie du meinst.« Sie senkte ihre Stimme, so dass nur

ich ihre Worte hörte. »Aber lauf nicht zu weit vom Haus weg. Ich habe das unbestimmte Gefühl, dass auch hier nicht alles mit rechten Dingen zugeht.«

»Das heißtt, du traust deiner Freundin nicht?«

»So will ich das nicht gemeint haben, John. Ich traue ihr schon, aber ich traue nicht dem, was sich im Hintergrund befindet. Verstehst du das?«

»Alles klar.«

Von Germaine Duc verabschiedete ich mich nicht, sondern kletterte kurzerhand durch das offene Fenster nach draußen ...

In der kalten Luft dampfte der Atem vor meinen Lippen. Ich stand in dem kleinen Garten, der ein winterliches Aussehen bekommen hatte. Germaine hatte einige Büsche mit schützender Folie umwickelt. Die Erde sah braun aus. An manchen Stellen ragten graue Steine aus dem Boden, die Stolperfallen bildeten.

Der Garten war kein Versteck. Da interessierte mich der alte Stall schon mehr. Um ihn zu erreichen, musste ich die flache Böschung hochgehen. Hier hatte der Frost noch nicht zugeschlagen, deshalb war der Boden auch relativ weich. Dass es trotzdem ziemlich kalt war, lag auch an dem Wind, der mir ins Gesicht fuhr.

Die schwarzen Vögel - Saatkrähen oder Raben - kreisten auch jetzt unter dem grauen Winterhimmel. Es war keine Sonne mehr zu sehen. Ich hatte auch das Gefühl, dass es irgendwann schneien würde. Für das Auge sicherlich nicht schlecht. Dann erhielt die graue Gegend eine helle Schicht wie aus Puderzucker.

Mit langen Schritten stampfte ich der Hütte entgegen, die wirklich nichts anderes war als ein schiefer Bau, den jemand vergessen hatte, zu renovieren. Sollte es je Fenster dort

gegeben haben, so waren sie jetzt verschwunden und hatten in der Holzwand dunkle Löcher hinterlassen, durch die der Wind pfeifen konnte.

Es gab kein Hindernis, das ich überklettern musste, aber ich sah auch keine weiteren Fußspuren auf dem Boden. Wenn Kevin sich in der Hütte versteckt hielt, dann hatte er einen anderen Weg genommen. Das würde ich sehr bald sehen.

Die Hütte war auch deshalb interessant, weil sie recht hoch stand. Von ihr hatte ich einen wunderbaren Blick über den Ort und diese Umgebung.

Aber ich war auch misstrauisch und behielt die Fenster unter Kontrolle.

So viel ich sah, bewegte sich nichts und niemand innerhalb der baufälligen Hütte.

Nur noch wenige Schritte, dann blieb ich vor dem Eingang stehen. Er bestand aus einer schiefen Tür, die nicht mehr richtig geschlossen werden konnte. Bevor ich die Tür auf zog, warf ich einen Blick durch das leere Fensterauge, um zu erfahren, wer oder was sich dort aufhielt.

Es war nichts zu sehen. Das Licht reichte nicht aus, um die Hütte auszuleuchten.

Ich ging wieder zur Tür, öffnete sie und trat noch nicht über die Schwelle. Mein prüfender Blick saugte sich in einer düsteren Umgebung fest, in der es nach Schafen roch. Es war dieser typische Geruch, den gewisse Rinderzüchter damals im Wilden Westen gehasst und deswegen schon Kriege geführt hatten.

Mich störte er nicht. Ich sah Stroh auf dem Boden vor einer alten Futterkrippe liegen und mein Blick strich auch über einige Latten hinweg, die wohl mal einen Verschlag gebildet hatten, jetzt aber auf dem Boden lagen und nicht mehr gebraucht wurden.

Je länger ich schaute, um so besser gewöhnten sich meine Augen an die Verhältnisse. Eines aber stand fest. Kevin hielt

sich nicht in der Hütte auf.

Und trotzdem war ich nicht allein. Nicht der einzige Mensch. Ich spürte es. Irgendwie war es auch zu riechen oder zu erschnüffeln. Hier hielt sich jemand versteckt. Wenn das so war, dann musste mich diese Person auch ankommen gesehen haben.

Sie zeigte sich nicht. Viele Verstecke gab es nicht in diesem alten Stall. Als ich nach links schaute, sah ich doch ein Gatter, das mir zuvor in der Dunkelheit nicht aufgefallen war. Was hinter der Abtrennung lag, konnte ich nicht erkennen.

An den Schafgeruch hatte ich mich gewöhnt, und mit vorsichtig gesetzten Schritten ging ich weiter. Das Gitter zog mich an. Dahinter lag ein leerer Raum, aber ich sah auch das Fenster, durch das man direkt bis zum Haus der Ducs schauen konnte.

Es war still, aber nicht mehr lange, denn plötzlich fuhr hinter dem Gitter jemand in die Höhe. Irgendwie hatte ich mich darauf eingestellt, und trotzdem wurde ich überrascht, als der Mann wie eine Kirmesfigur vor mir stand und auf das Gatter den Lauf eines Gewehrs gelegt hatte, dessen Mündung auf meine Brust zeigte ...

Du brauchst keine Angst zu haben, Kevin. Du kannst ganz sicher sein, Junge. Wir sind bei dir. Wir sind immer bei dir, denn du gehörst zu uns, auch wenn du anders bist. Aber du bist einer von uns, mein Kleiner, und das ist wunderbar.

Kevin kannte die Stimmen. Er hatte sie gehört. Immer und immer wieder. Er war nicht mehr verstört wie zu Beginn, als er mit ihnen konfrontiert worden war. Doch in der letzten Zeit war es schlimmer geworden. Da ließen sie ihn nicht mehr los. Da quälten sie ihn immer weiter und da hatten sie es geschafft, seine Psyche zu zerstören. Er war jetzt bereit, nur auf sie zu hören, auf die Fremden, auf die Besucher, die ihr Kommen

bereits angekündigt hatten.

Kevin lief weiter. Er hatte es geschafft und war dem Besuch und leider auch seiner Mutter entwischt. Sie hätte als einzige Person Verständnis für ihn gezeigt, aber sie hatte sich durch den Mann und die Frau beeinflussen lassen, und so musste Kevin sie ebenfalls verlassen. Das geöffnete Fenster hatte ihm die gute Möglichkeit geboten. Er hatte sich auch umgezogen und in den dicken Winterklamotten fror er nicht. Der Anorak besaß ein dichtes Futter, das die Kälte abhielt und wenn der Wind zu stark werden würde, dann musste er eben die Kapuze aufsetzen.

Kevin war nicht einfach losgerannt. Er hatte schon ein Ziel im Auge. Nur wollte er das nicht auf dem normalen Weg erreichen, sondern schlug einen weiten Bogen und nahm den entsprechenden Umweg in Kauf, damit er an sein Ziel gelangte.

Es war nicht zu übersehen. Egal von welcher Seite der Ankömmling in das Dorf hineinfuhr, der eckige und leicht klotzig wirkende Turm der Kirche war stets präsent. Und genau dort würde er sich auch verstecken. Nur nicht in der Kirche, sondern in dem kleinen Steinhaus, das in ihrer Nähe stand. Es wurde als Lager benutzt, weil es dort immer kühl war. Aber es hatte auch eine andere Funktion. In Kiltegan gab es keine Leichenhalle. Die Toten, die man später beerdigte, wurden in diesem Steinhaus aufgebahrt, bis sie in den Gräbern verschwanden.

Wer nicht unbedingt musste, traute sich nicht in das Leichenhaus hinein und so hoffte Kevin, dass er auch jetzt allein sein würde, wenn er es dann betreten hatte.

Er blieb vorsichtig. Immer wenn er Gefahr lief, entdeckt zu werden, zog er sich zurück und fand auch jedes Mal einen Sichtschutz, so dass er gut vorankam.

Vor der Kirche war der übliche Weihnachtsbaum aufgestellt worden. Wenn das Fest da war, dann strahlten auch die Lichter,

aber jetzt wiegte sich die Tanne im Wind und gab ihm einen guten Schutz. Zwei alte Frauen verließen die Kirche. Sie zogen ihre Mützen tiefer und hatten den großen Baum wenig später passiert.

Jetzt hatte Kevin freie Bahn. Er musste an der von ihm aus gesehen linken Seite der Kirche vorbeilaufen, um nach wenigen Metern das andere Gebäude zu erreichen.

Der kleine Steinbau besaß nicht mal Fenster. Es war ein dunkles Loch, und auch das Licht im Innern konnte nicht eben als strahlend hell bezeichnet werden.

Im Normalfall war der graue Bau nicht verschlossen. Es hielt sich auch niemand in der Nähe auf, und es gab keinen Menschen, der um diese Zeit die Kirche besuchen wollte.

Kevin lief schnell weiter. Die Tür besaß eine gebogene Klinke, die er drückte und nach innen stieß. Der nächste Schritt schon brachte ihn in die Dunkelheit hinein. Obwohl er dick angezogen war, fing er unter der Kleidung an zu frieren. Eine Gänsehaut rann über seinen Körper hinweg. Er hatte plötzlich das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Die anderen waren nicht die, deren Stimmen er gehört hatte, sein Gefühl sagte ihm, dass er sich nicht weit von einem Menschen entfernt befand.

In der Dunkelheit blieb er stehen. Er lauschte und konzentrierte sich, während er zugleich vor Angst zitterte. Er war auch jetzt der Meinung, dass er nicht ganz freiwillig dieses Haus betreten hatte. Irgendjemand oder irgendetwas hatte ihn dazu gebracht, und das konnten durchaus seine anderen Freunde gewesen sein.

In der Dunkelheit stehen zu bleiben brachte ihn auch nicht viel. Aus diesem Grund bewegte er sich nach rechts und fuhr mit der Hand über die Wand entlang, um dort den kleinen Lichtschalter zu finden. Es war noch einer dieser alten Schalter, die man drehen musste.

Er hörte es klicken und dann erhellten sich unter der Decke drei Lampen.

Es wurde nicht strahlend hell. Man konnte die Lampen auch als trübe Funzeln bezeichnen, doch das Licht war hell genug, um den Raum auszuleuchten.

Kevin sah nichts anderes als das, was vor ihm stand. Etwas erhöht, auf einem Holzpodest, stand ein offener Sarg. Und in ihm lag die alte McC Casey ...

Ich schaute auf den Gewehrlauf und hatte meinen Blick ein wenig gesenkt. Der Mann dahinter lachte. Nur war es kein normales Lachen, sondern ein hässliches und auch schadenfroh klingendes Kichern, weil er es geschafft hatte, mich reinzulegen. Jetzt hielt er die Karten in den Händen, und sein Trumpf war das Gewehr, dessen Mündung auf mich gerichtet war.

Der Mann, der die Waffe hielt, sah nicht so aus wie ein Profi. Es war jemand aus dem Dorf. Ein Mensch, der einen dicken unifarbenen Pullover und darüber eine Lederweste trug. Das Haar war unter einer Strickmütze verschwunden, und in seinem Gesicht gab es fast nur Bart, das sah ich noch.

Ich blieb gelassen. Dass man mich mit einer Waffe bedrohte, das war ich gewohnt. Da drehte ich nicht mehr durch. »Begrüßen Sie Besucher, die nach Kiltegan kommen, immer so?«, fragte ich mit ruhiger Stimme. »Was soll das?«

»Nur die, die wir nicht wollen.«

»Warum wollen Sie mich nicht?«

»Sie stören den Frieden hier.«

»Gibt es den denn?«

»Es wird ihn bald wieder geben.«

»Klar, wenn Germaine Duc ausgezogen ist. Oder sehe ich das falsch?«

»Nein, das siehst du nicht. Ich höre auch, dass du gut informiert bist. Wir wollen keine Fremden hier. Wir haben unsere eigenen Probleme, die wir auch lösen können.«

»Sorry«, sagte ich, »aber das kann ich Ihnen leider nicht glauben. Sie lösen die Probleme nicht selbst. Sie wissen nicht, was Sie tun sollen, weil Ihnen gewisse Dinge über den Kopf wachsen. Sie kommen einfach nicht zurecht, und da wäre es besser, wenn Sie Ihre Sturheit verlieren und sich von mir helfen lassen.«

»Nein!«

»Okay, dann nicht. Aber was haben Sie gegen Germaine Duc und ihren Sohn Kevin?«

Ich hatte auf den richtigen Knopf gedrückt, denn jetzt wurde er gesprächig. Beinahe sprudelten die Worte nur so aus ihm hervor. »Sie tragen die Schuld. Sie haben das verdammte Elend über uns gebracht. Seit sie hier sind, ist vieles anders geworden.«

»Aber doch nicht von Anfang an.«

»Stimmt.«

Mit der nächsten Frage schockte ich ihn. »Haben auch Sie das Licht gesehen?«

Der Typ war zunächst nicht in der Lage, mir eine Antwort zu geben. Er fror auf der Stelle fast ein, und er schaute mir aus großen Augen ins Gesicht.

»Sie kennen es nicht? Sie haben es bestimmt in der Nacht gesehen. Wie auch die anderen Menschen hier im Ort. Und sie können es sich nicht erklären, weil es einfach zu unheimlich ist und nicht in Ihr Weltbild hineinpasst.«

»Wir wollen es nicht. Es ist unheimlich. Es kommt aus dem All. Es ist eine Strafe Gottes. Und es gibt jemand, der damit zu tun hat, verdammt.«

»Die Duchs?«

»Ja, genau!«

»Wieso sie?«

»Seit Ralph verschwunden ist, hat sich vieles geändert«, erklärte er, und seine Stimme klang sehr überzeugt. »Alles ist hier anders geworden. Wir haben unsere Ruhe verloren. Sie

sind gekommen. Sie haben das Licht gebracht, und sie sind nur deshalb hier, weil es die verdamten Ducs gibt. Deshalb werden wir sie von hier vertreiben und daran wirst auch du nichts ändern. Wir bewachen bereits ihr Haus. Sie werden keinen Schritt mehr gehen können, ohne von uns gesehen zu werden, keinen einzigen, verstehst du. Und wer nicht für uns ist, der ist gegen uns. Germaine hat ein Angebot bekommen, und sie hat es ausgeschlagen. Deshalb werden wir sie hier aus dem Ort jagen und das so schnell wie möglich.«

»Aber nicht steinigen, wie?«

»Halt dein Maul. Das ist kein Spaß. Sie trifft die Schuld an der Veränderung. Jeder, der für sie ist, der ist gegen uns.«

Ich lächelte. »Damit bin ich jetzt auch euer Feind - oder?«

»Genau!«

Ich breitete die Arme aus, um ihm zu zeigen, wie wehrlos ich war. »Das ist ja alles schön und gut, was ich da gehört habe, Mister, aber Sie sind trotzdem nicht gut genug, mein Lieber. Sie haben nämlich übersehen, dass jemand verschwunden ist. Ausgerechnet einer aus dem Haus, das sie bewachen. Kevin hat es verlassen. Er ist entwischt. Nicht nur seiner Mutter, sondern auch Ihnen. Also ist Ihr Beobachtungsring gar nicht so gut wie Sie ihn sich schöngeredet haben. Ich glaube auch, dass mit dem Verschwinden der beiden Ducs nicht alles beendet ist. Darüber sollten Sie schon nachdenken, Mister. Es kann sein, dass es nicht nur um die Ducs geht und ...«

»Rede keine Scheiße, verflucht! Es ist so, wie ich gesagt habe. Sie haben die Gestalten hergelockt.«

»Welche Gestalten?«'

»Weiß ich nicht. Wir kennen nur das Licht. Aber wir leben hier nicht hinter dem Mond. Wir wissen, was läuft. Wir wissen auch, wer uns da besucht hat...«

»Und deshalb sollten Sie nicht durchdrehen, Mister.«

»Niemand dreht durch!«

»Doch. Ich kenne das. Legen Sie das Gewehr weg. Wir

sollten in Ruhe miteinander reden.«

Es war ein Vorschlag zur Güte, denn ich wollte Mutter und Sohn aus der Schusslinie haben, doch der Kerl mit der Waffe ließ sich darauf nicht ein. Entschieden schüttelte er den Kopf. »Nein, nein! Auch wenn der Junge verschwunden ist, wir werden ihn finden. Wir holen ihn, und dann wird er zusammen mit seiner Mutter aus dem Bau getrieben. Nichts anderes ist geplant.«

»Dann weiß ich ja Bescheid.« Ich lächelte wieder harmlos. »Jetzt habe ich noch eine Frage. Was ist mit mir? Warum wollen Sie mich hier festhalten? Was haben Sie mit mir vor? Wollen Sie mich erschießen?«

»Ich werde dich außer Gefecht setzen.«

»Herzschuss? Kopfschuss ...?«

Ich hatte ihn durch meine Fragen nervös gemacht. Er war ruhig, doch in seinem Gesicht zuckte es. So ganz hatte er sich nicht unter Kontrolle. Es arbeitete in ihm, und als sich seine Augen bewegten, da suchte er mein Gesicht ab.

»Ich warte.«

»Lebensmüde?«

»Nein, ganz und gar nicht. Ich denke nur nach. Irgendetwas müsst ihr tun. Und ich stehe euch im Weg.«

»Genau wie deine Begleiterin.«

»Dann sollten Sie sich entscheiden.«

Das hatte er bereits, denn sehr schnell sagte er: »Dreh dich um!«

Ich kam der Aufforderung nach, aber ich bezweifelte, dass er mir eine Kugel in den Rücken schießen würde. Er würde es anders versuchen und mich wahrscheinlich niederschlagen. Genau das wollte ich auch nicht und ging zuerst einen kleinen Schritt auf das Gatter zu, von dem der Mann sein Gewehr angehoben hatte.

Und dann schlug ich zu!

Die rechte Hand fuhr von unten nach oben und sie hieb unter

den Gewehrlauf. Die Waffe flog ruckartig in die Höhe, aber der Typ hielt sie fest wie einen Rettungsanker.

Er schoß nicht, doch er wollte damit schlagen.

Ich war schneller.

Mit einem heftigen Tritt hatte ich das brüchige Gatter aus dem Weg geräumt und kam zusammen mit den nach vorn fliegenden Latten wie ein Rachegott über ihn.

Zuerst fasste ich nach dem Gewehr. Ich bog es in die Höhe, drehte es über seinem Kopf so scharf herum, dass ich es ihm aus den Händen hebeln konnte.

Er fluchte, als er merkte, dass ich ihm das Gewehr entrissen hatte. Er wollte sich wehren, doch ich war schneller und rammte ihm den Lauf gegen den Kopf.

Ich hörte das dumpfe Geräusch. Danach das Stöhnen des Mannes, dann torkelte er zurück und presste eine Hand auf seine getroffene Stelle. Er heulte sogar auf und musste zusehen, dass sich die Lage um einhundertachtzig Grad gedreht hatte.

Ich entlud die Knarre und stand vor ihm. Er war bis an die Rückwand zurückgewichen, spie dicken Speichel aus und rieb die getroffene Stelle. Ich glaubte nicht, dass er schon genug hatte. Dieser Mann steckte so voller Zorn, dass er an nichts anderes mehr denken konnte, als an seinen verdammten Plan.

»Hören Sie zu«, sagte ich zu ihm. »Sie werden hier nicht gewinnen können. Das ist...«

Ein Schrei presste mir die nächsten Worte zurück in die Kehle. Der Schrei war zugleich ein Startsignal für ihn. Den Kopf hatte er eingezogen, als er auf mich zulief und dabei leicht schwankte, weil er den ersten Treffer noch nicht richtig verdaut hatte.

Fast tat es mir schon ein wenig Leid, das Gewehr wieder einsetzen zu müssen. Doch auf eine andere Art und Weise war er einfach nicht zur Vernunft zu bringen.

Ich ließ ihn in den Kolben hineinrennen. Dabei brauchte ich

nicht mal zuzuschlagen. Es klappte auch so. Er wurde gestoppt und der Schlag riss seinen Kopf nach hinten. Ich sah, dass sich seine Augen weiteten und bekam auch mit, dass er noch etwas sagen wollte, aber der zweite Schlag hatte ausgereicht.

Der Mann kam keinen Schritt mehr weiter. Er drehte sich auf der Stelle und brach zusammen.

Das Gewehr schleuderte ich tiefer in den Stall hinein. Dann leuchtete ich den Mann mit meiner kleinen Lampe an und stellte fest, dass er noch einige Zeit so liegen bleiben würde. So leicht erwachte er nicht, und ich brauchte auch keine Angst zu haben, dass er hier im Stall erfror, denn es war wärmer als draußen.

Was ich von ihm erfahren hatte, war schon interessant. Die Schlinge um Germaine und ihren Sohn hatte sich nicht nur von einer Seite zugezogen, sondern auch von einer zweiten. Ob man die Schattengestalten im Licht als gefährlich oder tödlich einstufen sollte, darüber war ich mir noch nicht im Klaren. Die Dorfbewohner selbst waren im Moment wichtiger, denn sie wollten die Ducs aus dem Ort treiben, weil sie ihnen die Schuld an ihrer Misere zuschrieben.

Hier hatte ich nichts mehr zu suchen. Doch ich wusste jetzt, dass Germaines Haus von verschiedenen Seiten unter Beobachtung gehalten wurde. Als Folge davon würde ich mich ebenfalls nicht mehr so frei bewegen können.

Im Dezember wird es schnell dunkel und wenn ich auf die Uhr schaute, musste das Tageslicht bereits dabei sein, sich zurückzuziehen. Die Dämmerung war dann ihre Zeit. Dann würden sie zuschlagen und die Menschen aus ihrem Haus treiben.

Das musste verhindert werden. Ich hoffte nur, dass es ohne Waffengewalt möglich war.

Ich ging zur Tür der Hütte und zog sie auf. Diesmal war ich verdammt auf der Hut, doch der erste Blick nach draußen belehrte mich eines Besseren.

Es gab keinen, der auf mich wartete und mich mit einem Gewehr bedrohte. Aber es hatte sich trotzdem etwas verändert.

Schon tagsüber war der Himmel grau gewesen. Allerdings heller grau als jetzt. In die Wolken hinein hatten sich die Schatten der Dämmerung geschoben, und in den Häusern brannten bereits die Lichter. Von meiner Position aus gesehen wirkte Kiltegan fast wie ein verwunschenes Dorf, das auch ein Motiv für eine Postkarte abgegeben hätte, aber ich wusste auch, dass der äußere Eindruck täuschte, denn hinter den Fassaden hatten sich Wut und Hass aufgebaut. Da wurden die Menschen nicht zu Brüdern, sondern zu Feinden gegen die Schwächeren.

Und noch etwas fiel mir am Himmel auf.

Es war das Licht!

Es lag nicht frei. Es versteckte sich noch hinter den Wolken, aber es war trotzdem zu sehen, denn jenseits des Graus hatte sich eine helle Wand aufgebaut.

War sie normal?

Ich glaubte nicht daran und merkte, dass bei mir eine Gänsehaut entstand.

Wenn mich nicht alles täuschte, dann lauerten die Besucher bereits auf ihre Ankunft...

Die beiden Frauen waren zurückgeblieben, aber zwischen ihnen herrschte nicht die Stimmung wie bei Freundinnen, wie man es nach so einer langen Zeit der Trennung hätte erwarten können. Sie hatten sich bestimmt viel zu sagen, doch sie schwiegen sich zunächst mal an, weil die Ereignisse sie praktisch überrollt hatten.

Germaine konnte nicht sitzen bleiben. Sie ging unruhig hin und her. Verließ den Wohnraum, in dem Maxine saß, schaute in den anderen Zimmern nach und ging immer wieder die

Treppe hoch, um erneut nachzusehen, ob Kevin nicht doch heimlich zurückgekehrt war.

Er war es nicht.

Er blieb verschwunden. Ebenso wie John Sinclair, den beide auch nicht sahen, wenn sie aus den Fenstern schauten, was Maxine ebenfalls leicht nervös machte.

Sie hatte schon daran gedacht, John über sein Mobiltelefon zu erreichen, doch diesen Gedanken verwarf sie immer wieder, weil sie ihn nicht an der falschen Stelle stören wollte.

Maxine war jemand, die ungern wartete. Diesen Fatalismus besaß sie einfach nicht. Sie wollte, dass es immer weiterging, aber in diesem Fall musste sie Geduld haben. Auch das Haus konnte sie nicht verlassen, denn ihr waren verschiedene Dinge aufgefallen, wenn sie durch das Fenster zur Straße hin schaute. Da waren hin und wieder Dorfbewohner erschienen, die wie Wächter über die Straße gingen und das Haus mit Argusaugen beobachteten. Sie gaben sich nicht mal Mühe, sich zu verstecken, sondern schauten offen hin.

In ihren Gesichtern sah sie nichts Gutes, und sie musste bei dem Anblick sofort daran denken, dass Germaine und ihr Sohn aus dem Haus getrieben werden sollten.

Wieder hörte sie die Geräusche der Schritte, als ihre Freundin die Treppe herunterkam. Diesmal jedoch betrat sie das Wohnzimmer, lehnte sich müde gegen eine Schrankecke und strich dabei über ihr Gesicht. »Er ist noch immer nicht da, Max. Langsam glaube ich, dass er nicht mehr zurückkommen wird.«

Die Tierärztin versuchte es mit einem Lächeln. »Bitte, Germaine, das darfst du nicht so schwarz sehen. Wo soll Kevin denn hin?« »Zu den Besuchern.« »Nein, sein Zuhause ist hier! Ich weiß auch nicht, was sie mit ihm anfangen sollen.«

»Ist er nicht das perfekte Testobjekt?«, erwiderte sie scharf lachend. »Ist er das nicht?«

»Das kann sein, aber er wird hier bei dir bleiben.«

»Nein, Max, nein, wir können das nicht verhindern. Ver-

dammt, sie haben doch auch mich geholt. Ich war ebenfalls ein Testobjekt. Wer sich ihnen in den Weg stellt, der wird vernichtet. Warum ist denn Owen Donnel regelrecht verglüht? Kannst du mir das sagen?«

»Ja, denn er ist zur flaschen Zeit genau an der falschen Stelle gewesen.«

»Ja, und die Menschen hier in Kiltegan wissen das. Oder ahnen es zumindest. Das musst du begreifen. Sie wissen, wer die Schuld trägt. Denkst du nicht, dass ich die Typen nicht gesehen habe, die hier in der Nähe patrouillieren?«

»Schon. Aber ...«

»Das lasse ich nicht gelten, Max. Kein Aber. Die wissen verdammt genau, was läuft. So dumm sind sie nicht. Sie wollen uns weghaben, und sie werden versuchen ...« Das Telefon unterbrach sie. Mit zwei Schritten war Germaine Duc am Apparat und hob ab. Sie hörte zu, sie sagte nichts, aber Maxine sah, dass ihre Freundin immer blasser wurde, sie schließlich den Hörer auf das Unterteil zurückschleuderte und schwer atmend neben dem Telefon stehen blieb.

»Was ist los? Wer war das?«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte Germaine. »Es kann der Bürgermeister gewesen sein. Er hat seine Stimme verstellt. Sie klang sehr kratzig, aber ich habe jedes Wort verstanden. Jedes ...«

»Was sagte die Stimme?«

»Sie fragte mich etwas«, stieß Germaine hervor. »Sie wollte tatsächlich wissen, ob ich schon gepackt habe. Viel Zeit würde mir nicht mehr bleiben. Sie wollte, dass Kevin und ich noch vor Mitternacht das Haus verlassen. Wenn nicht, dann würden sie es abfackeln.« Sie schüttelte den Kopf und schlug mit der Faust gegen die Wand. »So tolle Nachbarn habe ich hier im Ort.«

Es war schwer für Maxine eine Antwort zu geben. Sie wusste auch nicht, wie sie ihrer Freundin Trost spenden sollte. Es sah

nicht gut aus, das stand fest, aber sie sprach trotzdem dagegen und versuchte es mit einem Vergleich.

»Es wird nichts so heiß gegessen wie es gekocht wird.«

»Hör doch auf. Das sind Sprüche. Damit kann man mich nicht mehr aufheitern.«

»Was willst du tun? Packen?«

»Ja, verdammt, aber ohne Kevin?« Ihre Augen wurden groß.

»Nein, das bringe ich nicht fertig. Ich will meinen Sohn zurückhaben und ich ...«

»Er wird bestimmt kommen.«

»Ach, daran glaubst du doch selbst nicht, Max. Du musst nicht versuchen, bei mir die Trösterin zu spielen. Das kommt wirklich nicht an. Es ist nun mal passiert, dass wir am falschen Ende des Hebels sitzen. Nicht mal John Sinclair kann es ändern.« Sie sprach hektisch weiter. »Ich habe wirklich Hoffnungen auf ihn gesetzt. Vergebens. Wo ist er? Er ist verschwunden, als hätte er sich aus dem Staub gemacht.«

»Nicht John, Germaine.«

»Du hältst wohl verdammt viel von ihm, nicht?«

»Sogar sehr viel. John Sinclair hat mir geholfen. Er ist jemand, der nicht so leicht aufgibt. Oder noch nie aufgegeben hat. Das wird er auch hier nicht tun.«

»Aber er hat Kevin nicht gefunden. Er ist auch nicht zurückgekehrt. Niemand weiß, wo er sich aufhält. Warum macht er das? Warum setzt er sich nicht mit uns in Verbindung? Kannst du mir das sagen, Max?«

»Ich weiß es auch nicht. Er wird seine Gründe haben.«

»Das kann ich nicht akzeptieren.«

»Wir müssen trotzdem abwarten.«

»Ja, ich weiß. Wir müssen immer nur abwarten. Etwas anderes fällt uns nicht ein.« Sie deutete mit hektischen Bewegungen über ihre Schulter zurück. »Und irgendwann stehen sie dann vor der Haustür und werfen uns raus. Dann fackeln sie unser Haus ab, wenn wir nicht gehorchen. So sieht das Ende aus.«

Maxine sagte nichts. Sie wusste auch nicht, durch welche Worte sie die Freundin noch trösten konnte. Es sah wirklich nicht gut aus, aber daran konnte sie nichts ändern.

Maxine Wells trat wieder ans Fenster, um hinauszuschauen. Die beiden Frauen hatten kein Licht im Raum eingeschaltet, so dass es auch dort immer dunkler geworden war, wie eben auch draußen. Die finstere Jahreszeit machte ihrem Namen alle Ehre. Vom Himmel herab schien sich ein dunkler Vorhang gesenkt zu haben, so dass die Erde und das Firmament miteinander verschmolzen.

Vor dem Haus war es ruhig. Kein Wächter ging hier offen auf und ab und schaute provozierend zum Fenster hin. Aber sie waren in der Nähe, davon ging Maxine aus, denn es gab auch hier genügend Verstecke, von denen aus das Haus unter Kontrolle gehalten werden konnte.

Maxine Wells sah noch etwas. Zuerst wollte sie daran vorbeischauen, dann blickte sie noch mal hin, und ihre Augenbrauen zogen sich leicht zusammen, weil sie etwas entdeckt hatte, das ihrer Meinung nach nicht in das Bild des Himmels hineinpasste.

Hinter den Wolken oder auch genau zwischen ihnen schwebte ein heller Streifen. Es war vergleichbar mit einem Licht, das sich dahinter aufgebaut hatte, und sie spürte, wie allmählich die Kälte durch ihre Glieder kroch, denn das Licht war nicht normal. Für sie gab es nur eine Möglichkeit. Dort lauerten die Anderen, die Besucher. Sie warteten darauf, zu ihrem Ziel zu kommen, das sie noch in Ruhe ließen.

Hinter ihrem Rücken hörte sie das Stöhnen.

Sofort fuhr Maxine herum und erschrak, weil sich Germaine verändert hatte. Sie war blasser geworden. Hätte es nicht den Sessel als Stütze gegeben, wäre sie sicherlich zusammengesackt. So aber hielt sie sich an seiner Rückenlehne fest. Ihr Blick war unstet geworden und mit der freien Hand fuhr sie fahrig durch die Luft.

»Was ist los, Germaine?«

Maxine musste die Frage wiederholen, um eine Antwort zu bekommen.

»Sie sind fast da, Max. Die Besucher. Ich spüre sie. Kannst du das verstehen?«

»Wo sind sie?«

»In der Nähe. Nicht mehr weit weg. Ich kann sie so deutlich spüren. Das ist schlimm ...«

»Und weiter ...?«

»Nichts mehr. Nur das Gefühl. Auch nichts von Kevin. Aber ich weiß, dass sie ihn holen wollen. Sie werden es auch schaffen. Davon bin ich überzeugt. Ja, das bringen sie fertig. Heute kommt alles zusammen. Man will uns aus dem Haus vertreiben und dann wollen die Besucher Kevin holen. Das ist grauenhaft.«

Maxine blieb nicht mehr an ihrem Platz. Sie ging auf die Freundin zu und drückte sie in den Sessel. Germaine ließ alles mit sich geschehen, sie hatte so gut wie keinen Willen mehr, denn die Furcht vor dem Kommenden war stärker.

Sie saß jetzt im Sessel, aber sie wirkte dabei wie fremdgesteuert.

Ihr Blick war verloren. Sie schaute irgendwo hin, nur nicht Maxine an. Gedanklich war sie ganz woanders.

Maxine baute sich vor ihr auf. Sie musste sich zusammenreißen, um ihre eigene Furcht nicht zu zeigen. Was hier passierte, ging auch über ihren Horizont, aber nur Germaine konnte ihr eine Antwort geben, denn sie hatte Kontakt mit den fremden Mächten. Eine andere Lösung kam für sie nicht in Frage.
»Hörst du mich?«

Germaine schwieg. Sie hielt die Augen leicht verdreht. Der Kopf war zur Seite gesunken. Die Lippen zuckten, doch sie gab keine Antwort.

»Was ist denn, Germaine? Bitte, du musst reden! Nur so kann ich dir helfen.«

Germaine zuckte leicht zusammen. So ähnlich, als wäre sie aus einem tiefen Schlaf erwacht. Jetzt nahm sie auch ihre Freundin wieder wahr und die Antwort drang als Flüstern über ihre Lippen.

»Sie sind da, Max. Ja, sie sind gekommen. Sie warten nur noch ab, verstehst du?«

»Und woher weißt du das?« »Weil ich sie in mir spüre. Sie haben Kontakt mit mir aufgenommen. Sie stecken in meinem Innern fest. Sie haben mich übernommen. Es ist einfach grauenhaft, aber daran kann ich nichts machen.«

Maxine glaubte ihr jedes Wort, aber sie wollte es genauer wissen. »Wie nehmen sie mit dir Kontakt auf, Germaine? Können sie denn mit dir sprechen?«

»Anders.«

»Wie anders?«

»Sie toben durch mein Gehirn. Sie verschicken Botschaften wie Blitze.«

»Kannst du sie verstehen?«

»Nein, das kann ich nicht. Aber ich weiß, dass sie mich meinen und das ist schlimm.«

»Was sollst du tun?«

»Keine Ahnung. Warten, glaube ich.«

»Und was ist mit Kevin? Haben sie von ihm etwas gesagt? Los, du musst es ...«

»Das weiß ich nicht«, murmelte sie. »Ich weiß wirklich nicht, was mit Kevin ist. Sie haben nichts erwähnt. Kevin ist... ich will ihn doch behalten.« Sie begann zu weinen. »Er soll nicht weg. Er gehört nicht zu ihnen. Nein, das nicht...« Sie schlug die Hände vors Gesicht und beugte den Oberkörper vor.

In der folgenden Zeit war Germaine Duc nicht mehr in der Lage, auf eine Frage zu antworten.

Maxine trat zwei kleine Schritte zurück. Sie schüttelte leicht den Kopf, denn die Reaktion der Freundin hatte sie ratlos gemacht.

Wie verloren stand sie da und starrte ins Leere. Das Problem mit Carlotta hatte sie gelöst. Aber jetzt fühlte sie sich völlig allein und verloren.

Und John Sinclair meldete sich noch immer nicht...

Mit kaum hörbaren Schritten hatte Kevin den Sarg zwei Mal umgangen. In seinem jungen Gesicht bewegte sich nichts, als er auf die tote Frau schaute. Die alte Mrs. McCasey war als Greisin gestorben. Mit fast 90 Jahren, und so sah sie auch aus.

Zwar hatte man ihr die Augen geschlossen, so dass den Jungen der Totenblick nicht mehr traf, aber der Mund stand rätselhafterweise offen. Das Gebiss war daraus verschwunden, so hatten die Lippen keinen Halt mehr bekommen und waren zur Seite geglipten.

Sie trug kein Leichenhemd, sondern war in einem alten Kostüm begraben worden, das sie so liebte. Sie hatte es immer am Sonntag angezogen, wenn sie zur Kirche ging, und genau in dieser Kleidung hatte man sie in den Sarg gelegt. Sogar die Schuhe mit den klobigen Absätzen hatte man ihr angezogen.

Nie zuvor hatte Kevin eine Leiche aus der Nähe gesehen. Jetzt konnte er sie genau betrachten, aber es bewegte sich nichts in seinem Gesicht. Auch die Augen blieben starr, und er atmete nur durch seinen halb geöffneten Mund.

Die anderen Gegenstände sah er nicht. Es waren hier alte Feuerwehrspritzen abgestellt worden. Ebenso wie ineinander geschobene Leitern. Früher hatte es im Ort noch eine freiwillige Feuerwehr gegeben, aber das war vorbei. Wenn es jetzt brannte, kamen die Männer aus einem Nachbarort, wo sie für ein recht großes Gebiet verantwortlich waren.

Die Leiche lag da wie eine schaurige Puppe. Man hatte sie auch nicht zurechtgemacht und geschminkt. In ihrem Gesicht gab es keine Farbe, sondern nur die blasse Haut, auf der jetzt

die bräunlichen Altersflecken besonders stark hervortraten.

Ein drittes Mal umrundete der Junge den Sarg nicht. An seinem Fußende blieb er plötzlich stehen, als hätte er einen Befehl zum Stoppen bekommen.

Etwas hatte ihn irritiert. Er schaute über den Sarg hinweg, doch da war zunächst nichts zu sehen außer der Innenwand des alten Steinhauses. Dennoch spürte er, dass jemand oder etwas in der Nähe war, denn er nahm die Botschaft mit jeder Faser seiner Nerven auf.

Der Junge kannte das Spiel. In seinen Träumen hatte er es oft genug erlebt. Da waren sie zu ihm gekommen, und sein Körper hatte sich immer angefühlt wie mit elektrischem Strom gefüllt. Das war und blieb auch in der Leichenhalle so.

Das Kribbeln rann von den Schultern her bis in seine Fingerspitzen hinein und breitete sich dort als ein warmes Gefühl aus. Es war eigentlich überall in seinem Körper zu spüren und stieg hoch bis in den Kopf.

Hinter seiner Stirn veränderte sich ebenfalls etwas. Er hörte Stimmen, die allerdings mit den menschlichen nicht zu vergleichen waren und mehr klangen wie eine schrille Musik.

Trotzdem konnte er sie verstehen. Ihm gelang eben das, was sonst keinem anderen Menschen widerfuhr. Er war gezeichnet. Sie hatten ihn geholt, sie hatten ihm etwas beigebracht, und nur deshalb war er in der Lage, sie zu verstehen.

Die Übersetzung in seinem Kopf geschah von allein. Aus den sirrenden Lauten wurden Wörter, die dann wie gesprochen wirkten.

»Wir sind bei dir, Kevin, keine Sorge. Wir haben dich nicht vergessen. Du gehörst zu uns. Oder fast. Du bist das Experiment. Du bist für uns der Türöffner in diese Welt. Erst deine Mutter, dann du. Das ist etwas Wunderbares.«

Der Junge hatte nur zugehört und nichts getan. Er stand neben dem Sarg wie eine Statue. Die tote Greisin interessierte ihn nicht mehr. Er reckte zuerst sein Kinn, dann hob er den Kopf

an und schaute nach vorn. Es gab dort nicht viel zu sehen, nur die alte Innenwand des Hauses, an der noch einige aufgerollte Schläuche hingen, deren Material ebenfalls rissig geworden war.

Aber dahinter passierte etwas. Jenseits der Wand und im Freien. Dort war alles anders geworden. Die Mauer hatte sich geöffnet und den Blick in das freigegeben, was die andere Seite hinterlassen hatte. Es war das Licht.

Es war dieses herrliche, dieses helle und kaum zu beschreibende Licht, das nicht klar war, sondern wirkte, als wäre ein Griesel darin eingeschlossen. Körniges Licht also und trotzdem so hell, dass es kaum zu beschreiben war.

Kevin Duc kannte das Licht. Oft genug hatte er es in seinen Träumen erlebt. Es ging immer dem voraus, was dann später geschah. Erst war es über ihn gekommen, es hatte ihn so leicht gemacht, und dann war er weggetragen worden.

Er hatte die Fremden zwar gesehen, jedoch nur als Schatten. Dennoch erinnerte er sich an ihre großen Köpfe und die dazu gehörigen schmalen, nackten, sehr hellen Körper, unter deren Haut die Knochen zu sehen waren.

Das alles war ihm in der Erinnerung geblieben und jetzt, als er das Licht sah, da kehrten die Erinnerungen wieder zurück.

Kevin verlor die Angst!

Sie verwandelte sich in eine gewisse Erwartung. Er konnte seine Augen nicht von der Wand lassen, die nicht mehr zu sehen war, weil sich dort eine zittrige Lichtflut ausbreitete.

Mit Kevins Gesichtsausdruck geschah etwas. Zunächst verlor er seine Starre, dann zuckten die Lippen und schließlich verzerrten sie sich in die Breite, so dass auf seinem Mund ein breites, erwartungsfrohes und glückliches Lächeln entstand, als stünde er in einem Zimmer, in dem der Tannenbaum voller Lichter steckte und unter ihm die in Weihnachtspapier eingepackten Geschenke lagen.

Das Licht schickte ihm weiterhin die Botschaften entgegen,

und er war davon überzeugt, dass es nicht nur die winzigen hellen Körnchen waren, die dafür sorgten, sondern diejenigen, die sich bisher noch im Licht verborgen hielten.

Nicht mehr lange.

Plötzlich waren sie da.

Zuerst nur als dunkle Flecken, die sich inmitten des Gerieises abzeichneten. Aber die Flecken bekamen eine gewisse Basis, sie nahmen Umrisse an, und wieder glaubte er, sich tief in seine »Träume« versetzt zu sehen, denn so wie diese Figuren hier hatten auch die in den »Träumen« ausgesehen, als sie sich seinem Bett genähert hatten.

Kevin konnte nur staunen. Sein Mund klaffte auf. Es war kaum zu hören wie er Luft holte. Er atmete nur schwach und starrte nach vorn, wo sich die beiden Gestalten innerhalb der Helligkeit immer deutlicher abmalten und sogar näher kamen.

Zugleich faszinierte ihn, dass kein Laut zu hören war. Keine Schritte, kein Atem-Geräusch, einfach nichts. Und das, obwohl sich die geheimnisvolle Helligkeit immer weiter ausbreitete und in ihrem Zentrum die beiden Fremden ließ.

Sie hatten sich nicht mal aus eigenen Kräften bewegen müssen. Sie waren transportiert worden und lösten sich immer stärker vom hellen Hintergrund ab.

Kevin schaute zu. Er wagte nicht, sich zu bewegen und hielt den Atem an. Der Junge schaute fasziniert und schon ehrfurchtsvoll den unheimlichen Besuchern entgegen.

Wieder schrillten ihre Stimmen durch seine Ohren. Die ungewöhnlichen Laute waren für ihn sogar verständlich, und er hörte zu, wie sie ihm erklärten, dass er sich keine Sorgen zu machen brauchte, denn er gehöre ja zu ihnen.

Kevin zeigte sich von der Ansprache so beeindruckt, dass er ein paar Mal nickte. Er begriff nicht mehr, dass er tatsächlich hier nach Kiltegan gehörte. Hier waren seine Wurzeln. Hier lebte er mit seiner Mutter. Hier ging er in die Schule. Aber nicht in irgendwelchen fernen und kaum zu begreifenden

Welten.

Je näher sie kamen, um so deutlicher sah er sie. Sie sahen hell aus und grau zugleich. Nackte Gestalten mit einem dünnen Körper, dünnen Armen und Beinen und hässlichen Köpfen mit ebenso hässlichen Gesichtern, die den Namen eigentlich nicht verdienten, weil sie nichts anderes als Fratzen waren. Haarlos, glänzend. Gesichter, die auf Grund der Kopfformen wie nach vorn geschoben wirkten. Kleine, abstehende Ohren. Weit geöffnete Mäuler, sehr breit, und darunter die spitzen Kinne. In den Mäulern sah er Zähne wie Stifte, und die Nasen darüber waren knochig, schmal und flach.

Die beiden Gestalten aus dem Unbegreifbaren waren einfach eklige Figuren, die mehr an Tiere oder Monster erinnerten als an Menschen, obwohl sie sich auf zwei Beinen fortbewegten.

Sie hatten sich aus dem Licht gelöst, ohne es völlig verlassen zu haben. Es war auch nichts zu hören, als sie gingen, und sie näherten sich zuerst dem Sarg mit der toten Greisin.

Plötzlich strahlte das Licht wieder auf. Nur an einer bestimmten Stelle. Es war der Sarg, der diese »Feuer« fing und plötzlich einen strahlenden Glanz verbreitete.

Unheimliche Kräfte hatten den Gegenstand übernommen, und sie griffen auch die Tote an. Etwas Schreckliches passierte, als sich die leblose Gestalt plötzlich aufrichtete, als wolle sie danach ganz aufstehen, um die offene Totenkiste zu verlassen.

Kevin schrie zum ersten Mal auf. Er stand ungünstig und hatte das Gefühl, die Tote würde nach dem Erheben direkt auf ihn zukommen. Er hielt für einen Moment den Atem an und stand dicht davor, durchzudrehen. Aus seinem offenen Mund drangen keuchende Laute, und das Gesicht der Greisin veränderte sich noch mal. Es verzerrte sich zu einem schrecklichen Etwas, bevor die dünne Haut einfach wegrutschte und ebenso zu Staub wurde wie der gesamte Körper und mit ihm der Sarg.

Es war vorbei. Es gab ihn nicht mehr. Er und die Tote waren von diesem anderen Licht gefressen worden und für alle Zeiten

verschwunden.

Die beiden Besucher rückten näher an Kevin heran. Er hatte gesehen, was mit dem Sarg und der Toten passiert war, und in seinem Kopf setzte sich der Gedanke fest, dass ihm das Gleiche widerfahren könnte.

Er hörte sie wieder. Stimmen, die alles Schrille in seinem Kopf übertönten. Die in der Lage waren, mit der menschlichen Sprache umzugehen und sich an ihn wandten. »Du gehörst zu uns!« »Wir kennen dich!« »Wir haben dich schon öfter besucht und dir unsere Welt gezeigt.«

»Wir wollten dich daran gewöhnen.« »Und jetzt sind wir gekommen, um dich mitzunehmen, denn du bist einer von uns.«

Auch wenn sie von ihm eine Antwort verlangt hätten, Kevin wäre nicht in der Lage gewesen, sie zu geben. Alles war einfach zu fremd und unfassbar für ihn. Sie hatten sich beim Sprechen abgewechselt und legten nun eine kurze Pause ein, denn sie blieben vor ihm stehen, senkten ihre hässlichen Köpfe und schauten ihn an, als wollten sie ihn durch ihre bohrenden Blicke sezieren. Dem Jungen fiel auf, dass die Fremden große pupillenlose Augen hatten, die auf ihn niederglotzten. Die Augen waren nicht glatt. Sie funkelten zudem, und sie sahen aus, als wären sie aus unzähligen kleinen Teilen zusammengesetzt worden, so dass sie ein facettenartiges Muster bildeten.

Die Pause war lang genug gewesen. Etwas bewegte sich wieder durch seinen Kopf, dann hörte er sie erneut, und was sie ihm dann sagten, erschreckte ihn zutiefst.

»Wir werden nicht allein sein. Nicht zu dritt, sondern zu viert, denn wir nehmen deine Mutter noch mit. Auch sie kennt uns, denn sie hat uns schon mal gesehen. Wir haben sie damals geholt, und auch sie hat gedacht, dass sie auch nur geträumt hat. Aber es war kein Traum. Es ist die Wahrheit gewesen, gegen die sich deine Mutter immer wieder gewehrt hat. Ein Fehler, Kevin. Wir haben beschlossen, dass ihr zu uns gehört

und zu keinem anderen.«

Der Junge konnte nicht antworten. Er tat nichts, als die beiden ihre dünnen Arme ausstreckten und Kevin die Hände mit den langen Spinnenfingern sah. Er stellte fest, dass sie keine Nägel besaßen, und plötzlich erinnerte er sich wieder an seine Träume. Da war es ebenso gewesen. Da waren sie gekommen und hatten ihn angefasst, und es hatte sich ebenso angefühlt wie jetzt.

Sie nahmen ihn in die Mitte. Sie hoben ihn hoch und drehten ihn zur Seite.

Dort, wo einmal der Sarg mit der alten toten Frau gestanden hatte, sah Kevin nichts mehr. Nicht mal Reste waren zurückgeblieben, aber das Licht erschien wieder.

Es war wie ein Magnet.

Nicht nur Kevin wurde davon angezogen, sondern auch die beiden Besucher.

Zu dritt tauchten sie dort ein. Kevin wurde von den zwei Fremden gehalten. Er war kleiner als sie. Und als sie sich mit ihm bewegten, da sah es aus, als würden sie zu Schatten, die vom zittrigen hellen Licht gefressen wurden ...

Es war inzwischen noch dunkler geworden, und ich war noch nicht zum Haus der Germaine Duc zurückgekehrt, obwohl mich deswegen schon ein schlechtes Gewissen plagte, weil ich wusste, dass die beiden Frauen auf mich warteten.

Auch Maxine Wells besaß ein Handy. Sie hatte mir sicherheitshalber ihre Nummer überlassen, die ich eintippen wollte. Durch meinen kurzen Anruf sollte sie beruhigt werden, aber es war nicht mehr möglich, sie zu erreichen.

Mein Handy funktionierte nicht. Es war aus. Es war tot. Nichts lief mehr, obwohl der Akku noch halb voll war. Eine normale Ursache konnte nicht vorliegen, davon war ich

überzeugt. Ich startete einen zweiten Versuch, hatte aber ebenfalls keinen Erfolg und blieb für eine Weile neben der Schuppenwand stehen, um zu überlegen. Dabei erreichte mein Blick auch das Haus der Germaine Duc. Ich sah nur schwach das Licht hinter den Fenstern in der unteren Etage brennen. Die Frauen waren im Haus, aber ich konnte sie nicht erreichen. Etwas störte die Verbindung. Es musste eine bestimmte Kraft sein, und meine Gedanken bewegten sich dabei schon in eine extreme Richtung.

Es lag durchaus im Bereich des Möglichen, dass diese Störung einen bestimmten Grund hatte. Eine fremde Macht, eine fremde Energie war gekommen. Sie hatte für diese Störung gesorgt und so steckte ich das Ding wieder weg.

Es mochte eine andere Erklärung geben, doch darüber wollte ich mir nicht den Kopf zerbrechen. Wichtiger waren die beiden Frauen und natürlich auch der Junge.

In den anderen Häusern brannten die Lichter. Alle Bauten, selbst die Kirche, duckten sich unter diesem grauen und düsteren Himmel, in dem trotzdem der helle Schein zu sehen war und davon erzählte, dass jemand unterwegs war.

Auch ich machte mich wieder auf den Weg. So sehr es mich auch drängte, zurück zum Haus zu gehen, ich schlug zunächst eine andere Richtung ein und blieb dabei in der Höhe. Es war mir tatsächlich gestattet, einen guten Überblick zu bekommen. Fast jedes Haus konnte ich sehen, und ich nahm auch irgendwie die Stimmung auf, die hier herrschte. Sie war anders geworden. Für mich schlecht zu beschreiben. Über der Ortschaft lag irgendwie ein Druck oder eine Erwartung. So sah ich die Dinge. Angst hat einen Namen, aber Angst kann man in den seltensten Fällen sehen. Sie musste man schon an einer Person festmachen.

Hier sah ich auf den ersten Blick keine Personen im Freien, aber die Angst war schon zu spüren. Sie lag wie ein großes unsichtbares Tuch über allem.

Ich hatte einen Weg gefunden, der sich in Schlangenlinien wieder nach unten zog und dort auslief, wo sich eine Hauptstraße entlangwand.

Ich rechnete auch damit, dass einige Menschen unterwegs waren und das Haus der Ducs beobachteten. Sie wollten, dass Mutter und Sohn verschwanden. Die Leute hier litten unter ihrer Angst. Man konnte ihnen nicht mal einen Vorwurf machen, dass sie auf Grund ihrer Angst falsch reagierten. Wenn ich hier groß geworden wäre, hätte ich vielleicht das Gleiche getan. Für sie waren die Ducs die Quelle des Übels, denn sie zogen das fremde Licht an.

Plötzlich kamen zwei Komponenten zusammen. Ich hatte an das Licht gedacht und zugleich fiel mir tatsächlich ein Licht an der gegenüberliegenden Seite auf.

Es war nicht die Helligkeit, die sich in einem Haus ausbreitete, sondern das Licht mit einer für mich fremden und sehr hellen Farbe, das ich dort sah, wo sich auch die Kirche befand. Aber nicht in ihr, sondern in der Nähe. Dort stand ebenfalls ein Haus. Um es besser sehen zu können, musste ich noch ein paar Schritte nach links gehen, dann konnte ich es gut sehen.

Es war ziemlich dunkel geworden, deshalb sah ich auch nicht, wie das Haus genau aussah. Es besaß keine Fenster, vielleicht waren sie auch vom Licht überdeckt worden, denn es strahlte einfach durch die Hauswand hindurch.

Das war verrückt und kaum zu fassen. Wieso war dies überhaupt möglich? Ich hatte mich nicht getäuscht. Ein Großteil des Hauses wurde durch das Licht eingehüllt, das allerdings nicht durch irgendwelche Fenster ins Freie drang, sondern einfach von innen her durch die Hauswände strahlte. Ein Phänomen. Allerdings nur, wenn man es mit normalen Augen sah. Ging man einen Schritt weiter und rechnete man damit, dass es manchmal unerklärliche Dinge in dieser Welt gab, dann konnte man schon zu einem Ergebnis kommen.

Man hatte Kevin Duc entführt und seine Mutter früher eben-

falls. Beide hatten von einem Licht gesprochen, dem sie ausgesetzt gewesen waren, und ein Licht sah ich auch hier.

Für mich gab es keine andere Erklärung.

Die Besucher waren da!

Nach dieser Feststellung musste ich zunächst mal tief Luft holen. Ich spürte einen starken Druck im Magen und hatte zudem das Gefühl, auf der Zunge Säure zu schmecken. Ich merkte, wie mir das Blut durch den Kopf rauschte und in meinen Ohren singende Geräusche hinterließ.

Kevin war verschwunden. Ich hatte das Haus verlassen, um ihn zu suchen. Ich hatte ihn nicht gefunden, aber ich hatte das verdammte Licht nahe der Kirche gesehen und es fiel mir nicht schwer, es mit Kevin in Verbindung zu bringen.

Das Licht hatte ihn gesucht. Oder hatte er das Licht gesucht? Beides konnte stimmen und auch weiterhin blieb mein Blick auf diesem Ziel kleben.

Es gab für mich im Moment nichts zu tun. Ich hatte keinen Gegner. Ich stand außerdem zu weit weg, und das wollte ich ändern. Es brachte nichts mehr, wenn ich nur als einsamer Beobachter auf der Höhe stand und abwartete.

So ging ich wieder der normalen Straße entgegen. Aufmerksam, vorsichtig. Sobald ich in den Bereich der ersten Häuser geriet und in den aus den Fenstern fallenden Lichtschein, suchte ich Deckung oder umging die hellen Quellen.

In einigen Gärten waren Lichterketten über Bäume geworfen worden. Sie schmückten Tannen, Büsche und auch normale Laubbäume, aber ein vorweihnachtliches Gefühl wollte nicht bei mir aufkommen. Dafür stand ich zu sehr unter Stress.

Ich behielt die Umgebung der Kirche im Auge und stellte fest, dass das Licht verschwunden war. Nein, nicht ganz, es war nur schwächer geworden.

An einer Straßenlaterne hielt ich an. Ich befand mich jetzt in Höhe der Hauptstraße und überlegte, wie ich ungesiehen näher an die Lichtquelle herankommen konnte, als alles anders

wurde.

Schlagartig erloschen die Lichter und die Dunkelheit fiel über den Ort hinweg wie ein dichter Sack ...

Kein Licht brannte mehr. Weder draußen noch in den Häusern. Das hatte ich schon mit einem ersten Blick in die Runde festgestellt. Nachdem alle Lichter erloschen waren, herrschte plötzlich tiefe Stille. Als hielten alle Lebewesen, die sich noch in der Gegend befanden, den Atem an. Niemand gab mehr ein Geräusch von sich. Die Stille war fast erdrückend, und ich spürte die Schweißtropfen auf meiner Stirn.

Das hatte etwas zu bedeuten. Die andere Seite, die erschienen war, machte sich bereit, das zu vollenden, was sie sich vorgenommen hatte.

Über meinem Kopf gab die Laterne noch ein leises Summen ab, das war alles.

Ich bewegte mich von ihr weg und hatte schon bald die Straße erreicht, auf der nur ein schlecht in den Boden eingedrücktes Pflaster zu sehen war.

Schritte ließen mich anhalten. Sie kamen von rechts, also vom Haus der Ducs her. Ich stellte auch fest, dass die Dunkelheit nicht so tief war wie ich angenommen hatte. Allmählich baute sich der Ort wieder vor meinen Augen auf. Ich sah die einzelnen Häuser und entdeckte auch die Lücken dazwischen. Sogar den Kirchturm sah ich. Er überragte sie wie ein kantiger Klotz.

Als ich den Kopf drehte, da sah ich den Mann, dessen Schritte ich gehört hatte. Er trug ein Gewehr in der rechten Hand, keuchte und wollte an mir vorbeilaufen, als er sah, dass jemand ganz in seiner Nähe stand. Da stoppte er mitten im Lauf und wollte die Waffe auf mich richten, aber ich war schneller und riss sie an mich. Ich hatte einfach genug davon, mit einem Gewehr bedroht zu werden.

»Hier spielt die Musik«, sagte ich nur.

Der Mann konnte nichts sagen. Er rang nach Luft und starrte mich an. Er war ungefähr dreißig und trug auf seinem Kopf eine Kappe, deren Schirm nach hinten gedreht war.

Wie zufällig wies die Mündung auf hn. Ich wartete, bis er etwas zu Atem gekommen war, um dann die erste Frage zu stellen. »Okay, Meister, wir beide haben den Stromausfall hier erlebt. Was ist los? Hast du eine Erklärung dafür?«

»Nein, nein, habe ich nicht!«

»Ist das schon öfter vorgekommen?«

Ich erhielt zunächst keine Antwort, weil sich der Typ drehte und irgendwie danach Ausschau hielt, ob jemand in der Nähe war, der ihm half. Aber er sah keinen Menschen. Außer uns beiden gab es Niemanden in der Nähe. Die Menschen hielten sich versteckt.

»Ich warte.«

»Verdammtd, ja, es ist schon mal vorgekommen.«

»Wann?«

»In ... in ... ich meine, vor einigen Tagen oder so. Aber in der Nacht. Da haben die meisten es nicht mitbekommen.«

»Was ist dann passiert?«

Er hob die Schultern.

Ich merkte, dass er mit der Antwort nicht so recht herausrücken wollte und hob das Gewehr etwas höher. Ich wusste nicht, wie er mich einschätzte, aber er riss automatisch die Arme hoch, als hätte er Angst vor der Kugel.

»Einige haben von dem anderen Licht gesprochen und von den Fremden, die gekommen sind.«

»Wohin sind sie gegangen?«

»Zu Germaine Duc und ihrem Sohn. Aber das weiß ich alles nicht so genau. Ich habe sie nicht gesehen.«

»Woher kommst du denn?«

Er senkte den Blick. Er kämpfte mit sich. Aus dem Hintergrund hörte ich Männerstimmen, die sich etwas zuriefen, was

ich allerdings nicht verstehen konnte.

Ich baute ihm eine Brücke und fragte: »Bist du beim Haus der Ducs gewesen? Hast du dort nachgeschaut?«

»Ja, das habe ich.«

»Und?«

»Nichts.«

»Genauer.«

»Wir haben nichts gesehen.«

»Aber ihr habt sie bewacht, wie?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil sie an allem schuld sind«, keuchte er. »Ja, sie, verdammt noch mal. Sie tragen daran die Schuld und kein anderer. Nur sie haben uns das Grauen ins Dorf geholt. Sie müssen weg, verdammt! Einfach nur weg verstehen Sie?«

Aus seinen Worten hatte der Hass hervorgeklungen. So wie er gesprochen hatte, so redete man von seinem schlimmsten Todfeind. Und so etwas konnte ich mir bei Germaine und ihrem Sohn nun wirklich nicht vorstellen.

»Ihr hättet sie auch mit Gewalt vertrieben, nicht wahr?«

Er senkte den Kopf. »Der Bürgermeister hat ihnen ein Angebot gemacht. Sie hätten es annehmen sollen, aber sie haben es nicht getan. Jetzt ist es ihre Schuld, verflucht.«

»Das kann man anders sehen. Noch eine Frage: Wer befindet sich in der Nähe des Hauses? Wie viele seid ihr?«

»Wir waren fünf.«

»Und jetzt?«

»Ist keiner mehr da.«

Diesmal musste ich lachen. »Soll ich dir das glauben?«

»Ja, verdammt, das müssen Sie. Als der Strom ausfiel, sind alle verschwunden. Sie wollten nicht mehr allein bleiben, sondern zurück zu ihren Familien gehen. Sie alle hatten Angst, dass etwas Schreckliches passieren würde.«

»Dann bist du der Letzte gewesen?«

»Ich glaube.«

»Hast du das Licht gesehen?«

Ich hatte ihn an einer empfindlichen Stelle getroffen. »Das ... das ... Licht?«, flüsterte er hektisch. »Haben sie wirklich von diesem fremden Licht gesprochen?«

»Habe ich.«

Wahrscheinlich wurde er totenblass; das war in der Dunkelheit nur schwer zu erkennen.

»Dann ... dann sind sie da!«, flüsterte er und schüttelte sich. »Verdammtd noch mal, dann sind sie da. Wieder mal. Sie ... sie haben das Dorf erreicht und ...«

Ich sah, dass er wie auf heißen Kohlen stand. Er bewegte seinen Kopf immer wieder nach links und rechts, weil er nach einem Ausweg aus der Misere suchte. Aber da stand ich mit dem Gewehr, und vermutlich dachte er, dass ich mit dem Licht und mit dem, was es brachte, unter einer Decke steckte.

Ich wusste auch, dass es einen Menschen getötet hatte und wollte nicht, dass dies noch mal passierte. Der junge Mann konnte mir nicht mehr helfen. Ich hatte von ihm auch genug erfahren, und deshalb erklärte ich ihm, dass er weitergehen konnte.

»Echt?«

»Ja, versteck dich!«

Er dachte nicht mehr an sein Gewehr, er sah nur zu, dass er wegkam. Ich sah ihn in einer Gasse verschwinden. Gegenüber hörte ich schnelle Schritte. Dort rannte ein Mann vorbei, der ebenfalls das Haus der Ducs unter Kontrolle gehalten haben musste. Nun sah er zu, dass er so schnell wie möglich wegkam.

Das Gewehr hängte ich mir über die rechte Schulter. Ich hatte plötzlich den Eindruck, ganz allein in Kiltegan zu sein. Der Ort war noch ruhiger und bedrückter geworden.

Aber ich war nicht allein. Um das festzustellen, musste ich nur nach vorn schauen und über die Dächer der Häuser hinweg.

Das Licht war wieder da. Aber nicht mehr in der Nähe der

Kirche.

Ich sah genau, dass es wanderte, und es schlug tatsächlich die Richtung ein, die zum Haus der Germaine Duc führte ...

Auch dort war der Strom ausgefallen. Beide Frauen standen plötzlich im Dunkeln. Beide waren so überrascht, dass sie in den ersten Sekunden nichts sagen konnten. Allmählich klärte sich ihr Blick. Die Dunkelheit verschwand zwar nicht, aber die Augen gewöhnten sich daran. Es waren wieder die Möbelstücke im Wohnzimmer zu erkennen und auch die beiden Fenster. Vor einem malte sich der Umriss der Hausbesitzerin ab. Sie stand dort, ohne sich zu bewegen.

Maxine Wells hörte ihr Herz überlaut klopfen. Sie wusste auch nicht, was sie noch unternehmen sollte. Wie angewurzelt stand sie auf dem Fleck und schaute nach vorn. Ihre Augen zuckten, die Gedanken rasten hinter der Stirn und es schlich sich auch die Angst in sie hinein.

Wieder dachte sie an John Sinclair und fühlte sich von ihm im Stich gelassen. Bisher hatte sie sich nicht getraut ihn anzurufen. Aber sie kannte seine Handynummer und hatte sie sogar gespeichert. Diesmal wollte sie es einfach wagen. Sie musste es tun, nur dann würde sie sich besser fühlen.

Maxine holte das flache Ding hervor, klappte es auf und stellte fest, dass sich nichts tat. Der kleine Apparat blieb tot. Kein erleuchtetes Display, keine Zahlen, die grünlich schimmerten, einfach nichts. Das Handy war tot.

Tief holte sie Luft, um sich zunächst mal zu beruhigen. Ein leichter Schwindel erfasste sie. Sie hatte auf diese letzte Chance gehofft, aber sie war auch vorbei. Maxine suchte erst nicht nach einer Erklärung, sie ahnte schon, dass der Ausfall des Handys mit dem des Stromes zusammenhing.

Noch hatte Germaine kein Wort gesagt. Sie hatte sich auch

nicht bewegt. Nach wie vor drehte sie ihrer Freundin den Rücken zu, und wie es aussah, blickte sie aus dem Fenster, um zu sehen, ob sich draußen etwas tat.

Auf leisen Sohlen ging die Tierärztin auf Germaine zu. Die Technik hatte versagt. Sie war eben nicht perfekt, und jetzt kam es wieder auf den Menschen an.

Maxine war nicht leise gegangen. Sie musste gehört worden sein, aber erst als sie links neben Germaine stehen blieb, drehte diese den Kopf zur Seite.

»Es ist so weit.«

»Was meinst du damit?«

Germaine lachte nach innen. »Kannst du dir das nicht denken? Es ist die Zeit angebrochen, in der sie kommen. Wenn sie nicht schon da sind, was ich bestimmt glaube. Was denkst du denn, warum das Licht ausgefallen ist? Da stecken sie doch dahinter. Die andere Macht, die fremde Energie. Da haben wir hier keine Chance.«

Maxine wollte nicht widersprechen, obwohl sie die depremierte Freundin gern aufgeheizt hätte, doch das hätte nur zu einer Diskussion geführt, und die wollte sie nicht führen.

»Kannst du dir vorstellen, was sie hier wollen?«

»Ha, das weißt du doch. Sie wollen mich. Und sie werden alles vernichten, was sich ihnen in den Weg stellt. Als Mensch hat man gegen sie keine Chance. Sie haben mich schon einmal geholt, und das wird sich wiederholen, denn meinen Sohn haben sie schon. Er ist ein Teil von ihnen. Sie haben doch ... mein Gott!«, keuchte sie, »ich will gar nicht daran denken. Nein, nicht mehr. Ich hatte es doch vergessen und verdrängt und jetzt ist alles wieder zurückgekehrt. Verdammt noch mal, was soll ich denn tun? Ich habe Kevin verloren.«

»Das steht noch nicht fest, Germaine.«

»Danke, Max, dass du mir Mut machen willst. Aber leider sehe ich das anders und auch realistischer. Das kannst du mir glauben. Daran gibt es auch nichts zu zweifeln.

»Warum sollten sie dich wollen, Germaine? Sie hatten dich schon mal. Was steht da noch aus?«

»Keine Ahnung. Es kann sein, dass ich für sie ein Objekt für Forschungszwecke bin.«

»Und dann?«

»Da musst du sie selbst fragen.«

Maxine Wells fühlte sich hilflos. Das war für die Tierärztin das Schlimme. Sie konnte einfach nichts tun. Beide Frauen standen auf verlorenem Posten.

»Hast du schon mal an Flucht gedacht, Germaine?«, fragte sie. Eigentlich nur, um etwas zu sagen.

Germaine winkte ab. »Was hätte es für einen Sinn gehabt, fliehen zu wollen? Nichts, gar nichts hätte es gebracht. Sie hätten uns überall gefunden. Egal, in welch einem Winkel der Welt wir uns versteckt gehalten hätten. Nein, nein, das sehe ich anders. Ganz anders. Man kann ihnen nicht entkommen Maxine.«

Nach dieser Antwort ging Germaine vor und blieb dicht bei der Fensterscheibe stehen. Sie hob mit einer langsamen Bewegung den Arm und flüsterte: »Schau nach vorn, Max. Schau dorthin. Was siehst du?«

»Moment, ich komme.«

»Aber sag nicht, dass es nur dunkel ist.«

»Keine Sorge, das werde ich nicht. Außerdem stimmt es nicht. Es gibt da etwas Helles.«

»Genau, Max, aber es ist nicht dort, wo es eigentlich hätte sein können oder sollen. Wohin wir es uns gewünscht hätten. Es ist zwischen den Häusern. Das kannst du sehen, wenn du den Blick auf die Kirche richtest. Dort schimmerte es in Bodenhöhe, und ich täusche mich nicht, wenn ich dir sage, dass es auf uns zukommt.«

Maxine konzentrierte sich. In der Tat sah sie das helle Schimmern. Und sie erkannte auch, dass es sich nicht um ein normales Licht handelte, sondern um ein fremdes, ein kaltes

Licht, das sich auch innerhalb seines eigenen Scheins bewegte, was für die Frauen kaum zu erklären war.

»Hast du es so in Erinnerung, Germaine?«

»Ich denke schon.«

In den folgenden Sekunden baute sich das Schweigen zwischen ihnen auf. Aber beide Frauen verließen den Platz am Fenster nicht, und Maxine merkte, wie ihr ein kalter Schauer über den Rücken rann.

»Sollte ich das hier je überstehen«, flüsterte Germaine, »dann ziehe ich mit Kevin weg. Dann können sie das verdammte Haus meinetwegen haben. Hier will ich nicht länger bleiben.«

Maxine stimmte zu. Aber nur innerlich, denn nach außen hin blieb weiterhin ihr Schweigen.

Noch war nichts passiert, aber es war für die Frauen trotzdem schlimm, den Weg des Lichts zu verfolgen. Sie hatten längst auch die Richtung herausgefunden und festgestellt, dass sich das ungewöhnliche Licht ihrem Haus näherte.

Es kam ...

Es bewegte sich lautlos ...

Es hüllte hin und wieder den Teil eines Hauses mit seinem Schein ein. Keiner von ihnen konnte sich vorstellen, dass dieses Licht auch eine gewisse Wärme abgab. Es war kein gelber Schein zu sehen. Dieses Licht war einfach nur kalt, wie das, das durch das Weltall zog, von wo es wohl auch gekommen war.

»Es ist so kalt und heiß zugleich«, flüsterte Germaine. »Wer sich ihm in den Weg stellt, wird verbrannt. Das habe ich zwar nicht selbst erlebt, aber man fand die Reste von Owen Donnel. Heller Staub und ein paar Knochen, verstehst du?«

»Klar. Aber warum sagst du mir das?«

»Weil ich nicht will, dass es auch mit dir passiert.«

»Danke. Aber was wäre die Alternative?«

»Flucht, Max. Etwas anderes gibt es für dich nicht, um dein Leben zu retten. Du musst fliehen, und zwar so schnell wie

möglich. Noch ist Zeit genug.«

»Und dann? Was meinst du, was dann geschieht? Soll ich dich hier ganz allein zurücklassen. Wenn das Licht in dein Haus kommen sollte? Und mit ihm die Besucher?«

»Willst du sterben?«

»Nein, das will ich nicht. Noch lebe ich, und da habe ich auch Hoffnung.«

Germaine gab nicht auf. »Denk doch mal an deinen Schützling Carlotta. Was ist denn mit ihr, wenn du plötzlich nicht mehr da bist? Was wird aus ihr?«

»Hör doch auf.«

»Das ist aber kein Spaß, Max.«

»Ja, Germaine, das weiß ich. Das weiß ich alles. Es ist hier alles kein Spaß. Aber ich bin noch nie vor etwas geflüchtet, und das werde ich auch jetzt nicht tun.«

»Wie du willst. Ich ...«, Germaine sprach kein Wort mehr, dafür holte sie tief Atem und stieß einen jammernden Laut aus. »Es ist zu spät, Maxine, jetzt ist es zu spät.«

Die Tierärztin wusste genau, was ihre Freundin damit gemeint hatte. Das Licht hatte es geschafft, die Umgebung der Häuser zu verlassen und bewegte sich nun über eine freie Fläche hinweg, so dass es gut sichtbar war.

Bildete es eine Kugel? Ein Viereck? Ein Oval?

Nichts von dem stimmte. Oder alles, weil es sich in ständiger Bewegung befand, sich aber nicht verzog und in das All zurückfuhr. Es blieb, und es zeigte, wen es mitgebracht hatte.

»Nein«, ächzte Germaine. »Nein, das kann und darf nicht wahr sein! Bitte nicht, nein ...«

Sie schwankte und suchte reflexartig nach einem Halt, der nicht vorhanden war. Maxine stützte die Frau schließlich ab, die tief aufstöhnte und nichts mehr sagen konnte.

Es war auch zu schrecklich, denn nicht nur das Licht wanderte weiter auf das Haus zu, in ihm bewegten sich auch drei Gestalten.

Und eine von ihnen war Kevin!

Es kam Maxine Wells so vor, als würden unsichtbare Hände ihren Kopf halten und sie zwingen, nach vorn zu schauen. Eben durch das Fenster und dorthin, wo dieses fremde und zugleich schreckliche Bild zu sehen war.

In ihrem Leben hatte sie bisher noch keine Außerirdischen gesehen. Sie hatte bis vor kurzem nicht mal daran geglaubt und sogar noch in den letzten Minuten daran gezweifelt.

Was man ihr jetzt zeigte, das kippte all ihre Vorstellungen, denn es gab sie, und sie sahen schlimm aus. Ja, sie waren einfach schrecklich, grauenhaft.

Die Besucher besaßen irgendwie die Körper von Menschen und sahen so aus, wie man sie auf manchen verschwommenen Fotografien und Phantomzeichnungen zu sehen bekam, die nach den Angaben von Zeugen angefertigt wurden.

Dürre Körper. Mit sehr langen Gelenken. Unter der dünnen Haut malten sich sichtbar die ebenfalls dünnen Knochen ab. Im krassen Gegensatz dazu standen die Köpfe, die den Namen schon nicht mehr verdienten, sondern nur mehr Schädel waren.

Große und breite Schädel. Dabei nach hinten gezogen, als wären sie in die Länge gezerrt worden. Auch die Gesichter oder Fratzen waren von der dünnen Haut bedeckt. Sie hielten ihre lippenlosen Mäuler offen, in denen die Zähne wie kleine Sägezinken oben und unten hervorschauten. Nasen, flach und knochig. Mit Löchern, die nach außen gedreht waren. Und es gab auch ihre Augen, die keine Pupillen hatten, sondern einfach nur glatt waren. In ihnen war das gleiche Licht zu sehen wie in der Umgebung der beiden Gestalten, die ihre Arme zu den Seiten hin ausgestreckt hatten und Kevin an beiden Händen festhielten.

Es gab jetzt keinen Zweifel mehr, welches Ziel sie hatten. Sie

wollten an das Haus herankommen und sie wollten auch in das Haus hineingehen, denn sie bewegten sich auf die Eingangstür zu.

»Jetzt ist alles vorbei«, flüsterte Germaine Duc.
Diesmal widersprach ihr Maxine nicht...

Ich hatte das unnatürliche Licht nicht aus den Augen gelassen und war ihm auf seinem Weg gefolgt. Aber ich hatte mich geschickt verhalten und war immer in einer guten Deckung geblieben, so dass ich nicht aufgefallen war.

Schließlich war ich an das Haus der Ducs herangekommen, aber von der Rückseite her, wo kein Licht zu sehen war und die Dunkelheit den Kampf gewonnen hatte.

Dort blieb ich stehen und schaute mir so gut wie möglich die Umgebung an.

Keiner lauerte mehr und beobachtete das Haus. Wer immer draußen gewesen war, wenn er das Licht gesehen hatte, musste es mit der Angst zu tun bekommen haben und war verschwunden.

Nicht ich.

Ich dachte auch darüber nach, ob ich mich bei den Frauen zeigen sollte. Dann verwarf ich den Gedanken wieder, denn ich wollte mich nicht von ihnen aufhalten lassen. Das verdammte Licht war jetzt wichtiger, dessen Widerschein die Erde zu beiden Seiten des Hauses leicht erhellt, als hätte sie einen blassen Streifen bekommen.

Ich ging an der linken Hausseite entlang, drückte mich an einem Weihnachtsbaum vorbei, der dort stand und musste nur noch wenige Schritte zurücklegen, um die Vorderseite zu erreichen.

Ich stellte mich nicht vor die Tür.

Mein Beobachtungsplatz war auch von der Seite her perfekt

und ich sah nicht nur das Licht, sondern bekam auch mit, dass es etwas in seinem Innern transportierte, nämlich drei Personen.

Nein, das war nicht richtig. Als Person konnte man nur den Jungen bezeichnen. Kevin wurde von zwei Gestalten eingeschlossen, die den reinen Schrecken hinterließen.

Grauenhafte Gestalten, zudem so wenig menschlich, und sie waren genau das, abgesehen von kleinen Veränderungen, was man auf gewissen Bildern sehen konnte, wenn zum Beispiel vom Roswell-Fall gesprochen wurde.

Sie hatten auch irgendwie Ähnlichkeit mit E.T., aber sie waren nicht so nett wie diese Filmfigur.

Die dünnen bleichen Körper, denen ein Geschlecht nicht anzusehen war, interessierten mich nicht, denn die breiten Schädel mit den offen stehenden Mäulern waren wichtiger. Da waren sie durchaus mit den Fratzen irgendwelcher Dämonen zu vergleichen.

Sie also hatten Germaine Duc und ihren Sohn geholt. Also stimmte alles. Aber woher kamen sie wirklich? Und wie waren sie gekommen? Wo fand ich ihr Raumschiff?

Ich hatte keines landen sehen. Der Himmel war normal geblieben und nicht von einer plötzlichen Lichtflut erfüllt gewesen. Und so hatte sich für mich noch ein Rätsel hinzugeellt.

War das Sciencefiction?

Ja, das war es, aber zugleich auch eine Realität, mit der ich fertig werden musste.

Sie hatten das Haus noch nicht erreicht, doch es gab keinen Zweifel daran, wohin sie wollten. Im Haus befanden sich zwei Frauen, unter anderem eine Person, die schon mal von Außerirdischen entführt worden war. Für Germaine stand sogar fest, dass eine dieser Kreaturen der Vater ihres Sohnes war. Wenn ich mir die Besucher so anschauten, war das für mich unvorstellbar, aber was wusste ich denn über die Fortpflanzungsge-

wohnheiten dieser Fremden?

Ich schaute in das Licht. Es war möglich, denn es blendete mich nicht trotz seiner Helligkeit.

Es war auch nicht klar. In seinem Innern bewegte sich ein helles Geriesel, das das Licht nicht eben durchsichtig machte.

Ich konzentrierte mich auf den Jungen. Kevin ging es nicht schlecht. Er stand zwischen ihnen, er wurde von ihnen gehalten, und ich sah, dass er auch keine Verletzungen aufwies. So weit war alles in Ordnung, doch über seinen seelischen Zustand konnte ich mir kein Bild machen.

Was sollte ich tun?

Mit der Frage hatte ich mich schon länger beschäftigt, doch die Lösung war mir nicht eingefallen. Ich war auch jetzt wie vor den Kopf geschlagen. Es waren keine Dämonen. Ich konnte nicht mein Kreuz gegen sie einsetzen. Wäre ich mit ihm in der Hand auf sie zugelaufen, wäre ich mir lächerlich vorgekommen.

Aber etwas musste ich unternehmen. Ich wollte nicht, dass der Junge, seine Mutter und auch Maxine entführt wurden. Sie zurückhalten? Gegen sie kämpfen?

Das war möglich. Nur würde ich immer den Kürzeren ziehen, denn ich war nur ein Mensch.

Mir fiel der Druck an meiner rechten Schulterseite wieder auf. Dort hatte ich das Gewehr übergehängt. Ich ließ es von der Schulter rutschen, um irgendetwas in der Hand zu halten. Eine Kugel auf sie abzuschießen wäre eine Möglichkeit gewesen, aber ließ sich ein Außerirdischer tatsächlich mit einer Gewehrkugel töten?

Daran konnte ich einfach nicht glauben. Und trotzdem würde ich es tun. Ja, ich wollte schießen und konnte sie möglicherweise ein wenig aufhalten oder sie ...

Meine Gedanken stoppten als ich sah, dass sich Kevin bewegte. Er zuckte leicht zusammen und die beiden Gestalten ließen es auch zu, dass er seine Hände aus ihren Griffen hervorzog. Er

streckte die Arme vor, er lächelte plötzlich. Beides - das Vorstrecken der Arme und sein Lächeln - war auf einen bestimmten Punkt fixiert.

Auf das Haus und auf die Haustür, die sich tatsächlich öffnete, denn ich vernahm ein entsprechendes Geräusch.

Dann dauerte es nicht mal zwei Sekunden, bis tatsächlich eine Person das Haus verließ.

Meine Augen weiteten sich, denn es war Germaine Duc, die auf ihren Sohn zuging...

Ich hatte wirklich das Gefühl, neben mir zu stehen. Wieso ging sie freiwillig auf Kevin und die beiden Besucher zu? War die Liebe zu ihrem Sohn so groß?

Maxine Wells verließ das Haus nicht. Darüber war ich schon froh, aber sie hatte sich nicht versteckt, sondern musste in der Nähe der Tür stehen. Sie meldete sich, und als ich ihre zittrige Stimme hörte, da rann mir der Schauer vom Kopf bis zu den Füßen.

»Bitte, Germaine, bitte. Tu es nicht. Du kannst Kevin ihnen nicht so einfach wegnehmen. Komm zurück. Sei vernünftig!«

»Nein, Max, nein«, erwiderte Germaine mit brüchiger Stimme. »Das kannst du nicht von mir verlangen. Wir alle haben unser Schicksal zu tragen, auch ich. Was vor ungefähr zehn Jahren begonnen hat, muss ich jetzt vollenden. Ich habe ihn geboren. Die Väter oder der Vater ...«

»Aber das ist nicht sicher, verdammt!«

»Ich war unfruchtbar..«

»Ja, ja!«, schrie Maxine jetzt. »Das bist du gewesen. Aber das heißt nicht, dass der Vater deines Kindes ein Außerirdischer ist. Sonst würde Kevin ganz anders aussehen. Verstehst du das?« »Nein.«

»Vielleicht hat sich bei dir etwas verändert nach der Entföh-

rung. Da bist du dann fruchtbar geworden. Himmel, wer weiß, was man mit dir bei den Untersuchungen angestellt hat. Wenn das so ist, und das glaube ich bestimmt, dann ist Ralph doch der Vater.«

Die letzten Sätze hatten bei Germaine Duc tatsächlich einen Teilerfolg erzielt. Sie hatte nicht nur zugehört, sie war auch stehen geblieben, und mir kam sie jetzt leicht verunsichert vor. »Warum sagst du das, Max?« »Weil ich es glaube.« Germaine schüttelte den Kopf. Maxine ließ sich nicht beirren. »Ja, ich glaube fest daran, dass keines dieser Wesen der Vater deines Jungen ist. Schau dir Kevin an. Sieht er so aus, als hätte er eine dieser schrecklichen Gestalten zum Vater? Denk mal nach!«

»Das habe ich, Max. Es ist alles okay. Ich habe nachgedacht, und ich glaube dir sogar.« »Na endlich!«

»Aber ich werde trotzdem zu ihnen gehen, denn ich kann Kevin nicht im Stich lassen. Sie wollen ihn haben. Sie wollen ihn holen. Sie wollen ihn mitnehmen. Sie betrachten ihn als ihr Eigentum, und ich lasse ihn nicht im Stich. Ich will in seiner Nähe bleiben. Tut mir Leid für dich, Max. Du hast es wirklich gut gemeint, das weiß ich. Aber für mich ist der Weg vorgezeichnet.«

»Sei doch nicht...« »Gib dir keine Mühe, Max. Danke noch mal, dass du gekommen bist, um uns zu helfen.«

Sie drehte sich halb herum, um Maxine zuzunicken. Dann nahm sie wieder die alte Stellung ein, um weiterzugehen. Mehr als die Hälfte der Distanz lag bereits hinter ihr. Vielleicht noch fünf große Schritte, dann hatte sie das Licht erreicht.

Ich dachte ebenso wie Maxine. Ich wollte nicht zulassen, dass sich ein Mensch hier opferte. Dabei hätte ich mich nur zurückzuhalten brauchen, und alle Probleme wären für mich gelöst gewesen.

Pech gehabt. So ist das Leben. Eine Ausrede lässt sich immer finden. Genau dafür war ich nicht der Typ. Hätte ich so gehandelt, ich hätte ein verdammt schlechtes Gewissen gehabt,

und damit wollte ich auf keinen Fall leben.

Mit dem Gewehr im Anschlag löste ich mich von der Haus-
ecke und sagte mit genügend lauter Stimme: »Bleib lieber
stehen, Germaine. Das andere lohnt sich nicht...«

Der Einschlag einer Bombe hätte kaum eine andere Wirkung
haben können. Ich tauchte auf dieser Bühne auf wie ein Geist.
Es war so still, dass nur meine Schritte gehört wurden.

Es war eine lautlose Bombe gewesen, die beide Frauen starr
gemacht hatte. Weder die eine noch die andere Person gab
einen Kommentar ab. Auch ich blieb stumm, und so lastete das
Schweigen wie eine gewaltige Wand zwischen und über uns.

Die Distanz zu Germaine Duc legte ich schnell zurück und
blieb dann vor ihr stehen. So nahm ich ihr den Blick auf die
beiden schaurigen Gestalten.

Irgendwo gab mir das Gewehr sogar einen gewissen Halt,
auch wenn ich mit einer Kugel kaum etwas erreichen konnte.
Aber ich kam mit mir selbst und mit meinem Gewissen klar
und konzentrierte mich zunächst auf den Jungen.

»Hi, Kevin, komm her.« Der Stimme gab ich einen möglichst
locker Klang.

Kevin zog seine Hände zurück, die er noch immer ausge-
streckt hielt. Dann schüttelte er den Kopf.

Ich wusste nicht, ob er es freiwillig getan hatte oder der
Druck der anderen Seite zu stark gewesen war. Das konnte,
musste jedoch nicht so sein.

Das Licht tat mir nichts. Ich war noch nicht hineingekommen,
und ich achtete jetzt auf die Reaktionen der beiden Besucher.
Mich interessierten deren Schädel, die so sehr in die Länge und
auch in die Breite wuchsen. Sie waren die perfekten Ziele.
Solange es mir noch möglich war, wollte ich etwas tun.

Kevin kam nicht. Alles blieb bei dieser verdammten Szene,

die mir wie eingefroren vorkam.

Ich hob das Gewehr höher. Okay, ich bin kein guter Gewehrschütze. Durchgeladen hatte ich, zielte auch, wogegen niemand etwas tat, und dann drückte ich ab.

Beim Knall zuckte ich zusammen, aber nicht beim Schuss. So hatte ich die Kugel nicht verrissen, die voll in den breiten und flachen Schädel der rechten Gestalt hineinrieb.

Ich repetierte sofort, zielte wieder, drehte die Waffe etwas nach links und schoss erneut.

Wieder traf ich das hässliche Gesicht!

Dann ließ ich das Gewehr sinken.

Nichts war passiert. Die beiden Besucher standen noch immer an der gleichen Stelle. Ich suchte nach Einschusslöchern in ihren Köpfen, aber die waren nicht vorhanden. Die beiden Kugeln, die wirklich getroffen hatten, waren durch die Schädel geschlagen, als wären die Gestalten nur Geister. Was da genau abgelaufen war, wusste ich nicht, aber für mich war es schlimm, denn jetzt war meine letzte Hoffnung zusammengebrochen.

Kevin meldete sich. Seine Stimme klang tonlos und fremd, als er sagte: »Jetzt holen wir euch ...«

Er war nicht der Chef, bestimmt nicht. In diesem Fall jedoch hatten sie ihm das Feld überlassen, denn nun marschierten sie zu dritt auf uns zu.

Eine Schrecksekunde konnte ich mir nicht leisten. Ich drehte mich auf der Stelle herum, schleuderte das Gewehr weg, um beide Hände frei zu haben. Das war auch gut so, denn Germaine Duc wollte ihrem Sohn entgegenlaufen.

Ich packte sie nach dem ersten Schritt. Sie fühlte sich von mir umklammert und nach hinten gedrängt und verwandelte sich plötzlich in eine Furie. Blitzartig merkte ich den Widerstand,

den sie mir entgegensezte. Ich hatte sie zurückdrücken wollen, doch sie stemmte sich mit aller Kraft gegen das Vorhaben.

Sie schrie. Sie fing an zu treten. Sie traf meine Beine, was nicht eben ein Spaß war. Sie bewegte den Kopf ebenso wild wie ihren Körper und wollte sich losreißen.

Für mich stand fest, dass ich sie nicht ewig so halten konnte. Ich musste härter an sie herangehen, ließ sie los, doch in der gleichen Sekunde bekam sie einen Stoß, der sie zurück katapultierte. Es war auch nichts da, was sie aufhielt, abgesehen von den Händen meiner Freundin Maxine Wells. Sie hatte den Bereich der Tür verlassen und wusste haargenau, auf was es jetzt ankam.

Bevor Germaine zu Boden fiel, wurde sie von Maxine abgefangen und zurück in Richtung Haus gezerrt.

Der Kampf mit ihr hatte mich Zeit gekostet. Ich stand praktisch noch immer auf der freien Fläche und war auch im wahrsten Sinne des Wortes wehrlos.

Als ich mich drehte, stand Kevin bei mir. Er packte mich an der linken Hand, schaute zu mir hoch und hatte sich nach hinten gestemmt, um mich zu seinen Freunden zu schaffen.

Dann erwischte mich das Licht!

Ich hatte ihm nicht entwischen können. Es war unmöglich. Es war auch immer schneller als ich, und ich merkte, dass etwas Fremdes von mir Besitz ergriff. Plötzlich überkam mich das Gefühl einer Auflösung. Ich spürte eine irrsinnige Kälte und zugleich eine Hitze durch meinen Körper toben, und ich sah die widerlichen Gesichter in meiner Nähe. Die Köpfe saßen auf langen, dünnen Hälsen. Sie hatten ihre Schädel gesenkt. Mit offenen Mäulern grinsten sie mich an.

Sie waren so anders. Sie waren keine Menschen. Ich sah diese helle Haut, und ich lag plötzlich auf dem Boden, ohne zu wissen, wie ich dorthin gekommen war.

Ich schwebte. Ich lag im Licht. Es drang immer tiefer in mich ein. Es war kalt und es war zugleich heiß.

Genau da hörte ich die Stimme der Frau!

Zwei Frauen befanden sich in meiner Nähe. Aber weder Germaine Duc hatte gesprochen noch Maxine Wells. Dafür eine ganz andere Person, mit der ich nie mehr gerechnet hätte.

»Kann man dich denn nicht allein lassen, John ...?«

Ich lag halb, ich hatte mich aufgestützt und ich drehte jetzt den Kopf, wobei ich ihn zugleich anhob.

Sie stand im Licht wie eine Göttin.

Schwarz gekleidet, blonde Haare, auf dem Mund ein Lächeln. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihren Namen hervorzuwürgen.

»Nora. Nora Thorn«

»Genau, Geisterjäger, ich bin es. Und ich kann nicht zulassen, dass man dich und deine Freunde entführt. Es reicht, dass sie es mit mir getan haben. Ich will mich darüber nicht beklagen, denn ich habe durch sie Kräfte bekommen, von denen andere vielleicht träumen. Auch mein Körper wurde verändert, aber ich möchte gern eine Ausnahme bleiben, John. Ich kann dir und deinen Freunden die andere Welt einfach nicht zumuten, und ich will auch nicht, dass die Besucher deine Welt unsicher machen.«

Es hatte mir wirklich die Sprache verschlagen. Nora Thorn! Die Frau, die mich schon einmal aus den Klauen der Vampire gerettet hatte. Eine Person, die von Außerirdischen entführt worden war und nach ihrer Rückkehr besondere Fähigkeiten bekommen hatte.

Für mich war sie keine normale Frau, nicht mal ein normaler Mensch, sondern ein Engel. Ein Schutzengel, der sich um mich kümmerte, wenn es mir verdammt dreckig ging.

Sie hatte sich zwischen die beiden Außerirdischen geschoben und stand voll im Licht, das ihr nichts ausmachte. Sie war die

Herrin der Situation. Ihr Gesicht wirkte in der Helligkeit metallisch, aber ich wusste, dass es auch sehr weich aussehen konnte.

Ich hatte meine Sprache wiedergefunden und fühlte mich jetzt auch wieder mehr als Mensch.

»Wo kommst du her?«

»Frag mich doch nicht. Irgendwo aus dem Nirgendwo. Sagen wir so, John: Die Welt ist noch nicht reif für bestimmte Dinge. Dabei sollten wir beide es belassen.«

Ich konnte die Fragen nicht zählen, die plötzlich durch meinen Kopf schwirrten, aber ich kam nicht dazu, auch nur eine einzige zu stellen, denn Nora übernahm die Initiative.

Ich wusste nicht, ob sie ihre Hände oder eine Waffe benutzte. Es ging jedenfalls alles rasend schnell. Aus den Mäulern der Besucher drang ein schrilles Fauchen. Zugleich bogen sich ihre Körper durch, als sie nach hinten gedrückt wurden. Sie kamen mir vor wie Gummi. Auch die Köpfe zogen sich wie Flaschenhälse in die Länge. Das passierte innerhalb weniger Sekunden und noch schneller lief das Finale ab, das mich zum Staunen brachte.

Vor meinen Augen verwandelten sich die Besucher in zwei lange Lichtstreifen, als wären sie jetzt die Schwänze irgendwelcher Kometen, die mit einer rasenden Geschwindigkeit über die Hügel hinwegsausten, hinter denen noch eine größere Lichtglocke entstand, die wie von einer gewaltigen Hand geschleudert in den Nachthimmel stieg und einen Herzschlag später verschwunden war und von der Unendlichkeit verschluckt wurde.

»Gib in Zukunft weiterhin auf dich Acht, John. Das ist mein Wunsch für das neue Jahr ...«

»Nora!«, rief ich. Inzwischen stand ich auf den Beinen und drehte mich um die eigene Achse.

Der Ruf war vergeblich gewesen, denn von Nora war nichts zu hören und nichts zu sehen. Das erlebte ich nicht zum ersten

Mal. So war sie eben. Ich schaute zum Haus hin.
Vor der Tür standen drei Personen.
Zwei Frauen und ein Kind.
Beide Frauen hielten Kevin fest, der den Kopf gesenkt hielt und keine anschauen wollte.
Ich freute mich allerdings. Ebenso wie Maxine Wells und Germaine Duc. Denn beide lächelten ...

Natürlich gab es Fragen, die ich beantworten musste. Ich hatte Maxine und Germaine das gesagt, was ich von Nora wusste. Viel war es nicht. Auch weiterhin würde sie von einem Schleier des Geheimnisvollen umweht bleiben.

Kevin war plötzlich müde geworden. Er lag in seinem Bett und schlief. Hin und wieder schaute Germaine nach ihrem Sohn. Da war ich dann mit Maxine allein, die eine dieser Gelegenheiten ausnutzte.

»War es wirklich die Wahrheit, die du uns da gesagt hast, John?«

»Es muss wohl so sein.«

Sie hakte nach. »Die *ganze* Wahrheit?«

Ich deutete auf das Fenster, hinter dem sich die Nacht gegen die Scheibe presste.

»Ein Zitat, Maxine, das dir vielleicht bekannt vorkommen wird.«

»Ich höre.«

»Die Wahrheit, meine Liebe, die ... liegt irgendwo dort draußen ...«

ENDE